



Inhalt: Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung.) — Ausfahrt von Ostende. Originalzeichnung von Th. Weber. — Eine kleine Episode aus einer Mädchenpension. Von A. von Lagerström. — Die Kunst, jung zu bleiben. Von Ludwig Speidel. — „Die Zeit ist hin, da Bertha spann.“ — Das Fischgebet. Originalzeichnung von Grundmann. — Zur Frauenfrage. — Plaudereien. — Blütenstaub. Von Georg Freiherrn von Dyhern. — Die Mode. Von Veronika von G. — Räthsel. — Auflösung der vierfeldigen Charade Seite 196. — Correspondenz. — Inserate.

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Düringsfeld.
(Fortsetzung.)

Eine halbe Stunde später zeigt sich Gaetano. Er hat auf dem Wege nach Rispoli eine von den „kleinen Commissionen“ gehabt, durch welche Balesca ihren Mann zu zerstreuen und angenehm zu beschäftigen sucht; daher kommt es, daß er die Gassers verfehlt hat. Petronella empfängt ihn mit lauten Bezeugungen des Bedauerns. Alles fort — nach Tasso — nicht zur Frau Baronin — nein. Will der Herr Baron nicht Platz nehmen, sich ausruhen, warten? Petronella's Leute werden nicht lange ausbleiben. Bei der Engländerin ist's schon nicht so unterhaltlich. Vielleicht ist sie auch gar nicht zu Hause — sie rollt ja ohne Aufhören in ihrem Stuhle herum. Also wenn es dem Herrn Baron gefällig ist —

Dem Herrn Baron ist es nicht gefällig. Eine halbe Stunde mit Petronella meint er nicht übersehen zu können. Ihr bloßer Anblick reizt ihn. Er bedauert seinerseits, kann

nicht warten, hat nur auf einen Augenblick einsprechen wollen, empfiehlt sich — der Himmel verzeih' es ihm! — etwas von oben herunter und eilt in die Tassostraße, wo er athemlos anlangt, um dann so lange hin und her zu treten und Gede zu stehen, bis er die Gassers aus dem Vico einbiegen sieht und sich freuen kann, sie zu treffen. Ebenso wie er sich nicht darum gekümmert hat, was wol die Leute über sein Wackhalten sagen könnten, bemüht er sich auch nicht um eine Beschönigung seiner Anwesenheit in der Straße. Ganz einfach sagt er: „Ich war eben in Rispoli und sollte bei Fräulein Gasser auf sie warten, aber ich zog vor, Ihnen entgegen zu gehen und Sie zurück zu begleiten. Oder machen wir zuerst noch einen Spaziergang?“

Dazu haben Doctors keine Lust. Sie bekennen Beide offenerherzig, daß sie am liebsten in Rispoli bleiben. „Wir werden von Sorrent abreisen, ohne von der Stadt mehr gesehen zu haben, als Rispoli und Tasso,“ sagt die Doctorin lachend; „und in Neapel konnten wir nicht genug zusammen sehen.“ — „Das ist es eben,“ meint der Doctor. „Wir sind noch voll von Neapel und sollen nächstens an Rom — da machen wir

hier einen Halt, wo wir der Trägheit pflegen.“ — „Eigentlich kommt man nur deshalb nach Sorrent, um in einem Garten zu sitzen und das Meer anzusehen,“ sagt Gaetano freundlich, „und Beides können Sie nirgends besser, als in Rispoli. Mir gefällt Rispoli viel mehr, als Tasso. Tasso ist mehr Hôtel, aber dafür ist Rispoli weit mehr Villa, und was man in Tasso immer so rühmt, das Abgrundhafte, das Steilabstürzen nach dem Meere zu, das haben Sie viel schöner in Ihrem kleinen Hause.“ — „Wie unser kleines Haus ist aber auch kein zweites auf der Erde,“ läßt Espérance mit bebender Bewegung in der Stimme sich zum ersten Male vernehmen.

„Endlich!“ ruft die Doctorin. „Sollten Sie glauben, Herr Baron, daß dieses Fräulein heute noch nicht den Mund aufgemacht hat, selbst nicht zum Essen?“ — „Es gab ja wieder Nichts,“ wendet Espérance ein, und ein Lächeln stiehlt sich um ihre Lippen. — „Mehr als Sie aßen, gab es immer noch,“ antwortet die Doctorin, „denn, wie gesagt, Sie machten buchstäblich den Mund nicht auf. Ich war schon in wirklicher Angst —“ — „Wegen Rom,“ hilft Espérance schelmisch ein.



Ausfahrt von Ostende. Originalzeichnung von Th. Weber.

— „Ah, jetzt bin ich ganz ruhig,“ sagt die Doctorin gutmüthig; „Sie können wieder schlummern sein — Sie sind gesund.“ Gaetano hat kein Wort an Espérance gerichtet, er hat sie nur angesehen, aber seine Blicke haben sie wie mit Sonnenstrahlen eingehüllt. Davon ist ihr so Mund wie Herz ausgegangen, der Mund zum Scherz, das Herz zu der beseligenden Erkenntniß: „er schätzt dich nicht gering. Was auch immer seine Frau dir anthun möge, er will dir wohl.“ Mehr verlangt sie nicht — es ist übrig genug so.

Dem Baron genügt es für heute auch, sie gesehen, und noch mehr, ihre Seele so belauscht zu haben. Er hat Alles errathen, die bange Trostlosigkeit ihrer Augen, als sie den ersten schänen Blick auf ihn that, das morgenröthliche Hellwerden ihres Antlitzes vor dem Ausdruck in dem feintigen. Er weiß, daß Petronella ihr Valesca's liebevolle Fragen hinterbracht, daß sie auch an ihm gezeifelt, aber jetzt wieder Vertrauen in ihn gefaßt hat. „Sie hätte mir gut sein können,“ ist sein Schluß. Ja, sie hätte ihm gut sein können, das ganze Leben hindurch bis zum Grabe, bis darüber hinaus. Er verhehlt es sich nicht länger, und in dieser Gewißheit geht sein letzter Widerstand gegen die Magnete in den schönsten blauen Augen unter. Er will die armen sechs Tage lang, die von morgen an noch bleiben, die blauen Augen noch so tief ergründen, wie er kam, nur heute nicht. Ihr Zauber hat ihn zu sehr ergriffen und erschüttert, er muß sich erst sammeln und fassen, bevor er Espérance gegenüber seiner wieder gesellschaftlich sicher ist. „Ich sehe Sie morgen bei Zeiten,“ sagt er, vor der Brücke anhaltend, „jetzt eben kann ich nicht länger mit Ihnen bleiben.“ Seine Stimme klingt sonderbar gedämpft, seine Hand zittert, als er sie Espérance hinhält. Gaetano trägt, wie viele Neapolitaner, für gewöhnlich keine Handschuhe, und da Espérance gern dasselbe thut, und es sich auch heute nach beendigtem Besuch gestattet hat, so berühren beider Hände sich in so gefährlicher Schußlosigkeit, daß Gaetano sich rasch fortwendet und mit hastigen Schritten aus dem Bereich eines letzten möglichen Anrucks und Festhaltens zu gelangen sucht. Er muß jetzt für sich sein. Er muß sich unbemerkt die Augen trocken können.

Als er noch mit unruhigem Puls in Herz und Hand zum Diner heimkommt, findet er, daß Valesca wirklich kein neues Buch angefangen hat und mehr als geneigt, eigentlich erpicht darauf ist, die Gaffer's auch diesen Abend mit einer Visite zu beglücken.

Man kann sich vorstellen, mit welchem aufrichtigen Entsetzen Gaetano diesen Vorschlag vernimmt. Die Gefahr ist dringend, und so greift er nach der einzigen wirksamen Waffe, der Autorität des Chemanis, und sagt kurzweg: „Nein.“ Valesca ist so wenig an dieses Wort gewöhnt, daß sie mit einer Menge von Einwendungen ankommen will, aber Gaetano wiederholt sein seltsames Nein, und geschieht das, weiß Valesca, daß sie ausnahmsweise einmal zu gehorchen hat. So macht sie eine Geberde stummer Ergebung und schweigt.

Gaetano geht auf und ab. Ihm schlägt das Gewissen. Valesca hat in keiner guten Absicht nach Rispoli gewollt, in dessen sind die Beweggründe seiner Verweigerung denn besser? Vor Valesca stehend, legt er die Hand auf ihre Schulter und sagt: „Sei mir nicht böse, daß ich so kurz Nein gesagt habe.“ — „Es ist Dein Recht,“ antwortet Valesca mit gut gespielter Unterwürfigkeit. — „Du wirst mir zugestehen, daß ich mein Recht nicht oft brauche,“ spricht er mit sichtlichem Beunruhigung, „aber hier muß ich Dich wirklich zurückhalten — heute schon wieder hinzugeben, wäre absolut zu viel Artigkeit, und wenn Du am ersten Tage zu wenig gethan hast, so ist das kein Grund, um am dritten zu viel zu thun. Eine Aufmerksamkeit anderer Art wäre allerdings passend — vielleicht eine Einladung zu.“ Gaetano kann nicht vollenden, Valesca schnell unter seiner Hand in die Höhe und ruft entschieden: „Nein, das nicht, Gaetan.“

„Sollte man glauben, daß Du aus Schlesien bist, wo die Gaffreundschaft Naturell ist,“ sagt Gaetano abgekühlt und mißvergnügt. „Sie würden gewiß mit dem einfachsten Souper zufrieden sein — sie haben's so schlecht in Rispoli.“ — „Eben deswegen — sie würden fürchterlich essen.“

Gaetano versucht nicht erst in diesem Falle Valesca's Widerstand zu brechen; er weiß, es würde vergeblich sein. Nicht allen Schlesierinnen ist die Gaffreundschaft Naturell; Valesca wenigstens macht eine Ausnahme: wir haben bereits ihrer Ungastlichkeit erwähnt. Diese Anlage hat sich in Italien, wo die Gastlichkeit, welche sättigt und tränkt, kein nationaler Begriff ist, bis zum Bewußtsein einer Eigenschaft entwickelt. Valesca thut sich etwas darauf zu Gute, daß noch nie ein Fremder sich an ihren Familientisch gesetzt habe. Gaetano muß, um dergleichen vorzuschlagen zu können, rein den Kopf verloren haben, und zwar wegen Niemand sonst, als wegen dieses Mädchens. Niemand anders ist da. Die Doctorin und Petronella zählen nicht. Darin trifft Valesca das Richtige. Gaetano hat eine thörichte Sehnsucht, Espérance ein Mal innerhalb der vier Mauern zu sehen, die seine Wohnung einschließen. In seinem Hause kann er nicht sagen, aber doch an seinem Tische. Er möchte mit ihr ein Mal Brod brechen — es wäre doch eine gewisse Gemeinsamkeit. Aber Valesca würde lieber hungern und dursten, als das zulassen. „Nein, das nicht, Gaetan!“ war ein ehrlicher Ausschrei aus ihrem Inneren.

Sie einigen sich nach längerem, unruhmüthigen Hin- und Herreden schließlich über die Art, auf welche sie den Gaffer's eine Aufmerksamkeit erweisen wollen. Gaetano erscheint am Morgen schon in Rispoli. Es ist wieder ein sorrentinischer Himmelstag, Silberdust auf dem Meere, blauer Glanz auf dem Lande. Dem Baron ist zu Muth, als wär' er eben in voller Jugend aus dem Traume von seinem drückenden, ermüdenden Leben aufgewacht. Er sucht sich wach zu rütteln und sich zu beweisen, daß die Jugend ein Traum und das lichtlose, langweilige Leben die Wirklichkeit ist. Sein Herz will's nicht glauben, es hebt sich wie in früheren Schlägen, nur trankener, als damals; da läßt er ihm den Willen und tritt strahlend vor Erwartung auf die große Terrasse, um nach Espérance zu spähen.

Sie ist nicht zu sehen, aber Gaetano hört ihre Stimme in der Loggia, welche seitwärts von der Terrasse, in gleicher Höhe mit dieser, aufsteigt, um den beiden Stockwerken des Hauses als Unterbau zu dienen. Von rohen Backsteinen schlicht erbaut, ohne den mindesten Anstrich, ist sie doch malerisch. Herr Claudius bemutet sie als Magazin für seine Waaren, die er Sammlungen betitelt. Er ist eben mit Ver-

packen beschäftigt — Espérance steht neben ihm unter der rothen Wölbung, sieht ihn zu, fragt neugierig nach Dem und Jenem. Der Hamburger scheint nicht ungen zu antworten. Gaetano ist so verrückt, einen Anstoß heftiger Eifersucht zu empfinden; zum Glück entdeckt er etwas weiter drinnen Frau Claudius, welche auf den Doctor einpricht. Nun zögert er nicht, gleichfalls einzutreten, und wird lebhaft begrüßt. Sogar Espérance ist munter und dreist. „Kommen Sie, Herr Baron, und sehen Sie, wie geschieht Herr Claudius Memani einpackt,“ sagt sie lächelnd. — „Memani?“ wiederholte Gaetano; „das klingt ja ganz landsmännisch.“ — Herr Claudius hat sich aufgerichtet und sagt, etwas geröthet vom Rücken: „So dachte ich Anfangs auch, als ich die Fischer immer von Memani reden hörte; ich glaubte, sie wollten anzüglich sein, aber sie wollten nur von anemali sprechen.“ — „Ah, die Consonantverwechslung!“ meint Gaetano. — „Wie bei Capri,“ ruft Frau Claudius, die mit dem Doctor herzutreten ist. „Herr Baron, helfen Sie mir doch, den Herrn Doctor überreden, daß er morgen mit uns nach Crabe fährt.“ — „Verehrte Frau,“ erklärt der Doctor entschlossen, „dazu kann der Herr Baron mich so wenig bewegen, wie irgend welcher andere Mensch. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich von der ersten genaueren Bekanntschaft mit dem heiligen Meere vollkommen genug habe.“ — „Ich dachte, es wäre Fräulein Gaffer allein, die so schlimme Erfahrungen gemacht hätte.“ — „Nein, es ist die Familie Gaffer in ihrer Gesamtheit.“ — „Eine so kurze Fahrt!“ — „Zimmer noch zu lang für uns.“ — „Das Meer ist wie ein Spiegel.“ — „Ja, das war es da draußen auch, wie ein Spiegel, und doch — danke.“ — Die Baroness wird aber nicht krank und möchte gern Capri sehen.“ — „Nun, so kann sie mit Ihnen fahren. Wir drei bleiben am Lande.“ — „Und nähren uns redlich?“ fällt Espérance ein. — „Nein, das thun wir jetzt nicht, aber das ist nicht unsere Schuld, nur unser Unglück. Wenn uns aber auf der sogenannten Bergnützungsfahrt Unglück passirte, so hätten wir auch die Schuld, und das will ich nicht,“ schließt der Doctor. — „Laß den Herrn Doctor doch in Ruhe,“ spricht halbblau Herr Claudius, der bereits wieder Memani einpackt.

„Vielleicht findet der Vorschlag einer Landfahrt besseres Gehör beim Herrn Doctor,“ nimmt Gaetano jetzt das Wort. „Ich wollte Sie nämlich fragen, ob Sie mit uns heute gegen Abend nach Massa fahren wollten? In Neapel würden wir Sie zum Corso einladen; hier gibts nur die einfache Landstraße. Wollen Sie? Dann holen wir Sie mit zwei Wagen ab.“

Der Doctor überlegt sich die Sache. „Wird die Gesundheit der Frau Baronin es gestatten?“ fragt er. — „Meine Frau befindet sich heute ausnahmsweise wohl,“ antwortet der Baron völlig ernsthaft. — „Dann erlauben Sie, daß ich erst meine Frau befrage,“ sagt der Doctor; „sie wird gerade aus dem Bade gekommen sein.“

Das ist sie auch, denn als Espérance und Gaetano, dem Doctor folgend, die Loggia verlassen, sehen sie die junge Frau, wie sie, auf ihrem Balkon stehend, sich das Haar trocken läßt. Sie empfängt freundliche Grüße. Petronella, welche auf dem oberen Balkon demselben Geschäft obliegt, wie die Tante, bleibt von Gaetano unbeachtet, aber nicht unbemerkt — das Gefühl, von ihren scharfen Augen belanert zu werden, hält ihn ab, an Espérance die Worte zu richten, die er schon so lange auf den Lippen hat. Er fragt nur: „Wollen Sie wirklich morgen nach Capri?“ Sie bewegt leise verneinend das Haupt. „Ich hätte Capri wol gern gesehen, aber ein Tag in Sorrento ist mir doch lieber.“ — „Darin haben Sie sehr Recht,“ sagt Gaetano warm. „Es sind ihrer nur noch so wenige. Sechs, nicht wahr, heute mit eingerechnet?“ Espérance bejaht mit dem Kopfe; der Ausdruck ihres Gesichtes ist Wehmuth. Er fährt fort: „Darum bleiben Sie bei uns. Capri sollen Sie heute von der Marine in Massa so deutlich vor sich haben, wie Sie nur wünschen können.“

Doctor Gaffer hat inzwischen mit seiner Frau verhandelt und kommt außer Athem zurück. „Meine Frau wird sich sehr freuen, Herr Baron. Nur meint sie, da wir es am weitesten haben — denn Massa liegt doch links hin?“ — „Ja, hinter Capo di Monte.“ — „Nun, da meint sie, es dürfte besser sein, daß wir gleich von hier aus wegfahren und lieber Sie abholen. Meine Frau sagt: warum sollten Sie einen Weg zwei Mal machen?“ — „Sie wollen also —“ — „Mit unserm Wagen bis an den Vico kommen, wo Ihr Wagen auf Sie und auf uns wartet. Dann können wir uns vertheilen, wenn die Frau Baronin es noch wünschen sollte.“

„Gut,“ sagt Gaetano einfach. Er begreift, wie gründlich Valesca es mit den Gaffer's verborben hat, da sie nicht einmal einige Plätze in einem Wagen von ihr und ihm annehmen mögen, aber natürlich bekämpft er diese Abneigung nicht, sondern fragt nur noch, welche Stunde sie festsetzen wollen. „Vier, dächten wir,“ sagt er. — „Vier, mir ganz recht — wird auch meiner Frau ganz recht sein,“ antwortet der Doctor. — „Und Ihnen auch, Baroness?“ fragt Gaetano.

„Bitte,“ wendet Espérance schüchtern und zaudernd ein, „ich werde lieber nicht mitfahren.“

„Nicht mitfahren!“ ruft Gaetano erschrocken. „Dabon kann gar nicht die Rede sein,“ setzt er entschieden, fast herrlich hinzu. Espérance nicht mitfahren — weshalb will er denn mit dem elenden Miethswagen nach Massa kriechen, wenn nicht, um mit ihr zu fahren? Bleibt sie eigensinnig, muß Valesca ohne Gnade diesen Nachmittag krank werden. Aber sie gibt nach. Auch der Doctor erklärt: „Fräulein Espérance, daraus wird Nichts. Ihr Mädchen scheint zu meinen, das kleine Haus müsse fortwährend gepöbelt werden — gestern will Petronella nicht mitgehen, heute wollen Sie nicht mitfahren, aber daraus wird Nichts — das Haus mag sich von den Memani bewachen lassen.“ — „Mit Herrn Claudius als Commandanten,“ vollendet Gaetano, „aber Sie kommen mit.“ So energischen Entscheidungen gegenüber, wagt Espérance ihren Einspruch nicht zu wiederholen und sagt folgjam: „Wie Sie wünschen.“

Vollzählig treffen beide Familien sich Punkt vier Uhr am Vico.

Der Weg nach Massa ist zum Gehen eine sehr stanbige Landstraße, auf der man jeden Augenblick zur Seite auf die Steine treten muß, um irgend einem Gefährt auszuweichen. Zu fahren ist er köstlich. Rechts und links, am Gebirg und am Meere ziehen die Drangengärten mit, in denen die Reben als Gehänge zwischen den Agrumi schweben. Das

erste Mal ist es lieblich neu und man fragt sich, ob es je alt werden könnte? Hoch oben im dichten Grünen hängt links die Kirche von Capo di Monte, dem Aussichtspfad, von wo aus Sorrento sich am besten photographiren läßt. Die klassische einzelne Pinie fehlt hier nicht; etwas weiterhin kommt irgend eine Villa, dann eine Strecke südlicher Einsamkeit, beängstigend plötzlich und nah ein wilder, unheimlicher Anblick tritt Capri hervor und endlich Massa mit dem Kloster der Annunziatelle, als Abschluß auf der Höhe.

Nun wohl, von dieser ganzen Fahrt würde bei der Ankunft auf dem Platz vor der cattedrale von Massa Espérance nicht im Stande sein, auch nur die geringste Rechenhaft zu geben. Sie hat Nichts gesehen, als die kalten farblosen Augen, welche die Baronin von Planta unverwandt auf sie geheftet hielt. Wie Valesca es angefangen hat, Espérance und den Doctor in ihren Wagen, sowie Gaetano in den der Gaffer's zu verfahren, das weiß Niemand recht, aber gesehen ist es, Valesca hat sich ihr Opfer gesichert und macht sich darüber her, sobald die Pferde nur anziehen. Sie ist heute nicht austere, im Gegentheil, artig, verbindlich und gefällig und voll von Interesse für Alles, was Espérance angeht. Sie zeigt sich bereit zur lebhaftesten Bewunderung, nur wünscht sie zu wissen, was sie bewundern soll, und so fragt und forscht und verhört sie, und Alles, was die arme Espérance nicht weiß, kommt an den Tag, und Valesca entschuldigt diese Unwissenheit mit solcher Nachsicht! Wegen etwas nur beklagt sie die Baroness: daß sie die englische Sprache nicht kennt. Ohne die englische Sprache wüßte Valesca nicht, was sie anfangen sollte.

Hier unterbricht der Doctor sie: „Ach, bitte, Frau Baronin, ist das dort ein Wirthshaus, das kleine Anwesen oben am Berge?“ — „Warum?“ fragt Valesca. — „O da könnten wir vielleicht einsprechen und etwas zu uns nehmen; wir sind heute wieder einmal bei Mittag so hungrig geblieben,“ ist die klägliche Antwort. „Wenn Sie den Kutscher fragen wollten? Wir sind gleich darunter.“

Valesca erfüllt seine Bitte. Da der vorbere Wagen hält, muß auch der zweite halten. Gaetano ist herabgesprungen und eilt beunruhigt herbei. „Was gibts? Ist etwas vorgefallen?“

„Hungrig bin ich, Herr Baron, ich mit allen meinen Leuten,“ antwortet Doctor Gaffer drollig kläglich, „und das Nest da oben scheint mir zu sein, was wir einen Busch'n nennen.“ — „Aber wir können doch nicht jetzt gleich zu Anfang einkehren?“ meint Gaetano. — „Warum nicht?“ fragt der Doctor naiv. „Oder thun wir besser in Massa?“

Gaetano befragt den Kutscher. Der stimmt für die gegenwärtige Schenke. In Massa sei gar nichts zu haben.

„Viel dürfen Sie sich auch hier nicht versprechen,“ sagt Gaetano, nachdem er das Haus gemustert, „aber wenn Sie es wagen wollen — bestellen wir jetzt die Merenda und steigen wir bei der Rückfahrt ab. Werden Sie so lange noch anshalten?“

Doctor Gaffer will es versuchen. Gaetano gibt dem Kutscher Anweisungen. Der Kutscher schreit nach Luigi. Ein Mann kommt oben an die Steinmauer, welche das kleine Gehöft umschließt. Der Kutscher sagt erläuternd: „Das ist der Mann — der Luigi, der Herr des Hauses.“ Dann theilt er Luigi die Wünsche seiner Fahrgäste mit. Luigi nickt mit dem schwarzen Kopfe; der Kutscher sagt in den Wagen hinein: „kara;“ der Wagen rumpelt weiter, und Valesca fängt da wieder an, wo sie unterbrochen worden ist.

„Hat die Baroness verstanden, was der Kutscher zu dem Manne gesagt hat? Nicht? Das ist begreiflich — die neapolitanische Sprache ist schwer. Um sie zu lernen, muß man lange in Neapel wohnen. Sie, die Baronin, spricht dieselbe wie eine Neapolitanerin. Freilich, sie ist seit fünfzehn Jahren hier in Neapel; ihr Mann hat sie gleich nach der Hochzeit zu seiner Mama gebracht. Das war eine heilige Frau, ihre Schwiegermutter. Sie hat Valesca geliebt, wie ihre eigene Tochter. Der Papa auch. Gaetan ist mit ihm in Vern gewesen, aber sie, Valesca, ist bei der Mama in Neapel geblieben. Später ist der Papa zurückgekommen, aber Gaetan noch nicht — der ist noch bei der Gesandtschaft in Constantinopel gewesen. Ja, er hat viel auswärtig gelebt — darum bedarf er auch einer Frau, die mehrere Sprachen spricht, besonders die englische Sprache, denn Gaetan schreibt oft Artikel für das englische Tagblatt, welches in Neapel erscheint, und da muß sie jedesmal die Artikel anhören, damit nicht Fehler stehen bleiben. Aber nicht alle Männer schreiben englisch, darum brauchen auch nicht alle Damen die englische Sprache zu verstehen. Die Baroness ist sonst so ausgebildet — gewiß äußerst musikalisch? Nein? Ach, das wundert Valesca — sie hat es vorausgesetzt, weil musikalisches Talent doch ein Haupterforderniß für eine Gouvernante — ach, Verzehrung! es ist ja nicht die Baroness, welche sich zur Gouvernante vorbereitet hat, sondern eine andere junge Dame, die Tochter eines Oberlehrers oder dergleichen. Was für eine reizende Reisetoulette die Baroness hat. Die hat sie gewiß aus Paris kommen lassen? Was — selbst geschneidert? Aber das ist bewundernswerth!“

Hier ist man glücklich auf dem Platz vor der „Cattedrale“ angelangt. Weiter kann man in Massa nicht fahren, nach der Piazza und der Marina muß man durch ungläubliche Straßen gehen oder lieber stolpern. Espérance macht sich augenblicklich auf, sobald der Doctor ihr auf das entsetzliche Pflaster geholfen hat; er stolpert und ruft hinter ihr drein: „Fräulein Espe, Sie werden fallen — nehmen Sie wenigstens mich mit!“ Espérance hört nicht. Bettelkinder kommen von allen Seiten angehossen; das Concert der „kleinen Münze“ beginnt.

Espérance greift mechanisch in die Tasche und gibt, ohne zu sehen wie viel; zugleich eilt sie unaufhaltsam vorwärts. Endlich fählt sie sich am Arme ergriffen und zum Stehen gebracht, und der Doctor pustet: „Was laufen Sie denn so?“ — „Ich will dieser Frau entlaufen,“ antwortet sie heftig, an allen Gliedern zitternd. „Sehen Sie, daß ich nicht ohne Grund zu Hause bleiben wollte? Warum haben Sie mich nicht gelassen?“ — „Wenn ich gewußt hätte, daß sie sich so aufführen würde —“ antwortet der Doctor sich entschuldigend. „Warum sind Sie eben in ihren Wagen gekommen? Sie hätten bei meiner Frau sitzen bleiben sollen.“ — „Ich weiß nicht, wie es sich gemacht hat.“ — „Ja, ich weiß es auch nicht. Und was hat sie denn gegen Sie?“ — „Das weiß ich ebenfalls nicht.“ — „Ich nicht besser. Aber seien Sie ohne Sorge; auf der Rückfahrt nehm' ich Petronella mit mir.“

„Da hör' ich sie — sie kommt mit den Anderen,“ flüstert Espérance, mit der Angst der Verfolgten. — „Ruhig, nur

ruhig," ermahnt der Doctor. „Lassen Sie die Frau nicht sehen, daß es ihr gegliickt ist, Sie zu alteriren. Gehen wir langsam vorwärts und thun wir, als ob Nichts wäre.“

Espérance sieht ein, daß ihr Begleiter Recht hat. Sie bringt ihr Gesicht möglichst in seine gewohnte Form und schlendert, so viel man auf solchem Pflaster schlendern kann, der Piazza zu. Dort sind mehr Bettelkinder, dort ist besonders ein wohlgenährter Junge mit rother Mütze, der voll unverschämter Grandezza „piccola moneta“ verlangt. Espérance versucht, sich über ihn zu belustigen, und als die Uebrigen herantommen, versuchen sie es auch, aber wo Valcesca sich befindet, da ist es unmöglich, sich zu unterhalten; selbst dem kleinsten Interesse fehlt die Lebensluft und es erstickt in der Gebur. Unsere kleine Gesellschaft weiß durchaus nicht, warum sie sich auf der Marine von Massa herumtreibt und Capri anguckt. Sogar dem Jungen wird es zu langweilig, noch länger zwei Soldi zu verlangen. Er sagt gelassen: „state buon,“ und begibt sich in den Ort zurück.

Nach ungefähr zehn Minuten, die Allen wie dreißig dünken, fragt Valcesca mit ihrem hölzernen Lächeln: „Nicht wahr, ich habe Recht, wenn ich behaupte, daß es sich gar nicht der Mühe lohnt, herzukommen?“ Es wird ihr von den Gassers höflich, aber nicht gerade eifrig widersprochen; sie nimmt das als Zustimmung und sagt: „Da können wir ja zu den Wagen zurückgehen und wieder nach Sorrento fahren.“ — „Nicht zuerst zu dem Manne oben im Busche?“ fragt der Doctor erschrocken. Ihn hat die Luft auf der Marine noch hungriger gemacht, als er schon war. Valcesca beruhigt ihn huldvoll; er seinerseits spielt beim Zurückholpern mit mehr Gewandtheit, als man ihm zutrauen sollte, ihren galanten Cavalier. Als es wieder an das Einsteigen geht, ruft er Petronella herbei und sagt: „Jetzt mußt aber Du die Ehre haben, mit der Frau Baronin zu fahren, sonst werde ich als Onkel eifersüchtig Deinetwegen.“

Valcesca scheint nicht sehr erbaut. Vielleicht hat sie noch Vorath von Liebenswürdigkeiten für Espérance gehabt. Aber was will sie machen? Gute Miene zum bösen Spiel ist das Einzige. Und in kurzer Zeit ist sie mit der neuen Gefährtin ausgeöhnt: sie ahnt wohl die verwandte Seele.

Die Bergschenke liegt zwischen Massa und Capo di Monte; es währt nicht lange, bis man sie erreicht. Dennoch ist es schon Abend geworden und der Stufenweg hinauf muß, da der Mond noch nicht aufgegangen ist, im Dunkeln erklettert werden. Luigi Asteriti, der Wirth, empfängt den zahlreichen, fremden Besuch mit großer Befriedigung; minder befriedigt ist die Gesellschaft, als sie außer schlechten Trauben und wenig besseren Pfirsichen und Pflaumen noch Nichts hergerichtet findet. Insbesondere Luigi Asteriti tummelt sich; auf einer Naturterrasse, wo einige Delbäume malerisch in die Dämmerung emporstehen, wird der Tisch gedeckt und zwar mit einem ganz reinen Tischtuch. Die Frauen untersuchen mißtrauisch den Boden, doch auch der besteht die Probe.

Nach und nach gewinnt auch das Abendessen Form und Inhalt. Das Brod ist gut, der Wein von Massa vortrefflich, Schinken und Salame sind eßbar, ganz frisch die weichen Eier, die Luigi kunstgemäß in kleinen Gläsern statt der Becher austrägt. Um die Delleampe macht er einen Schirm von Papier, damit die Flamme nicht im Meerwinde flackern möge. Luigi Asteriti ist ein Mensch, der sich zu helfen weiß, er hat praktische Weltbildung, ist in America gewesen und spricht recht gut englisch. Kaum hat er eine Andeutung davon fallen lassen, so beginnt Valcesca ihre Kenntniß der englischen Sprache zu entfalten. Wie man bereits bemerkt haben wird, sagt Valcesca nie kurzweg Englisch oder Französisch, und selbst ihr mütterliches Deutsch muß es sich gefallen lassen, immer als „die deutsche Sprache“ aufzutreten. Valcesca will es nämlich verlernen haben und spricht es Landsleuten gegenüber immer nur mit einer mühsam anstudirten Gebrochenheit. Die Frage: „woher mag das kommen, daß ich die deutsche Sprache so vergessen habe?“ ist eine, welche zu thun Valcesca nie müde wird, vielleicht weil Niemand sie ihr zu beantworten weiß. Auch jetzt bemerkt sie einleitend: „woher mag das kommen, daß ich die englische Sprache viel besser weiß, als die deutsche Sprache?“ Dann beginnt sie mit Luigi Asteriti das nutzloseste, langweiligste Gerede.

Espérance wird durch dieses Prahlen, welches so augenscheinlich als Demüthigung für sie gelten soll, dermaßen gereizt, daß sie nicht länger am Tisch aushält, sondern sich geräuschlos an die Mauer stiehlt. Dort stützt sie die Ellenbogen auf und blickt in die immergrünen Laubwellen hinab, in welchen die Rinne des Ufers steigt und fällt. Sie steht noch keine Minute so, da ist der Baron an ihrer Seite.

„Baronessa,“ sagt er, mit der Schwingung, die jetzt immer in seiner Stimme hörbar wird, wenn er Espérance anredet, „Baronessa, Sie haben noch kein Wort von Capri gesagt. Hat es Ihnen denn nicht gefallen?“

„O ja,“ murmelt oder murrst vielmehr Espérance, denn sie mag eben nicht aus sich heraus, selbst nicht, um mit ihrem Herrn zu sprechen, „es sah sich recht schön an, nur —“

- „Nun was?“
- „War es zu weit.“
- „Sie möchten gern hin?“
- „Ich wäre gern überfahren.“
- „So fahren Sie doch morgen mit dem blonden Ehepaare.“
- „Nein.“
- „Gefällt es Ihnen nicht?“
- „Nein.“
- „Nicht die Frau, nicht der Mann?“
- „Weder Frau, noch Mann.“
- „Wenn ich Sie doch nach Capri bringen könnte! Aber das geht nicht.“
- „Nein.“

„Aber was ich kann — übermorgen läuft an der Marine unter dem Pian eine hübsche Brigantine vom Stapel — wenn wir Beide da eine Barke nähmen und hinführen.“

„Antonio von der piccola marina,“ unterbricht Espérance ihn wie ein Kind, plötzlich mit großen verlangenden Augen zu ihm aufsehend.

„Antonio von welcher Marine Sie wollen,“ sagt Gaetano lächelnd. „Da können wir auf dem Wege die Grotten besuchen — die Grotten der Sirenen, werden Ihnen die Schiffer sagen, — und Sie werden doch ein Mal auf dem Meere bei Sorrento gefahren sein.“ — „Ja, wenns nur geht,“ seufzt Espérance. Gaetano tröstet sie. „Es wird schon gehen. Ich werde mit der Doctorin darüber sprechen, wenn wir wieder einge-

stiegen sind. Wozu bin ich denn so alt, wenn nicht, um mit Anstand Papa spielen zu können? Also ist es abgemacht?“

Sie nickt mit dem Kopfe und fängt dann wieder an, in das nächtlich dunkelnde Laub hinabzustarren. Gaetano läßt seine Augen an ihr hängen; als sie gänzlich stumm bleibt, fragt er nach einiger Zeit: „Wohl, was ist es noch?“

„Was soll's sein?“ fragt Espérance zusammenfahrend in ihrer Gedankenabwesenheit.

„Was Ihnen noch Bekümmerniß verursacht?“ Sie sträubt sich, ihm ihren Kummer zu sagen. „Ich schäme mich.“

„Schämen Sie sich nicht — sagen Sie mir's.“

„Es ist eine Dummheit.“

„Ich höre gern Dummheiten.“

„Nun — es ist — ich bin neidisch auf die Frau Baronin, daß sie so gut Englisch kann.“

Gaetano hätte beinahe gelacht. Espérance neidisch auf Valcesca! Diese köstliche Einfalt! Als ob ein dichterischer Stern eifersüchtig auf eine ordinäre Gaslampe sein wollte! Warum darf er ihr nicht sagen: „Sie sind über allen Frauen!“ Was er sagen darf, sagt er. „Meine Frau legt, wie Frauen leicht, einen großen Werth auf Erlerntes, und hat Sie wahrscheinlich ihre Kenntniß der einen Sprache, die sie besser kennt, als Sie, mit einiger Ueberhebung fühlen lassen. Ich bitte statt ihrer um Verzeihung für diese kleine Schwäche.“

Espérance stammelte erschrocken: „Ich habe mich gewiß nicht beklagen wollen. Es ist mir — man kommt sich so gering vor, wenn man so unwissend ist und — und es wird einem —“

„Zu verstehen gegeben? Ich begreife vollkommen, daß Sie sich getränkt gefühlt haben. Ueberhaupt hab' ich schon diese ganzen Tage den richtigen Augenblick gesucht, um Ihnen zu sagen, wie bitter leid es mir gethan hat, daß Sie gerade in meinen vier Pfählen so zurückgestoßen worden sind. Ich hätte Ihnen gern alle Ehre erwiesen, die man dem liebsten, kostbarsten Gast erweist. Ich hätte gewünscht, Sie hätten an meinem Herde auf eine Stunde wenigstens vergessen können, wie vereinzelt, wie schutzlos, wie preisgegeben Sie inmitten Ihrer Umgebung dastehen. Ich habe nichts dergleichen vermocht. Verzeihen Sie mir, daß ich so machtlos, so unnütz bin?“

„Ich kann nicht sprechen, sonst müßt' ich weinen,“ haucht Espérance.

„Dieber Gaetan, wir wollen die Rechnung machen,“ ruft Valcesca herüber.

Gaetano kehrt langsam an den Tisch zurück. „Sind wir Alle fertig? Herr Doctor, nicht mehr hungrig?“ — „Nein, Gott sei Dank, heute nicht mehr,“ antwortet der Doctor mit solcher Inbrunst, daß er sogar den Baron in seiner jetzigen Stimmung zum Lächeln zwingt.

Luigi Asteriti faßt den Vorgang feierlich auf. „Io sono un' uomo e voi siete anche un' uomo,“ hebt er an; „ist es nicht wahr?“ Der Baron gibt es ihm rückhaltlos zu, daß sie Beide Menschen und Männer sind. „Wohl,“ fährt Luigi Asteriti fort; „wenn ein Mann mit einem andern Manne redet, so sagt er ihm schlichthin die Wahrheit: neun Francs seid ihr mir schuldig.“ — „Bravo,“ Signor Asteriti,“ sagt Gaetano. „Drei Sie, Herr Baron! sechs ich!“ ruft der Doctor und bezahlt eifertig, damit nicht etwa der Baron es für ihn thun möge. Die Baronin ist offenbar sehr befriedigt durch dieses Verfahren, und der Doctor ist ebenfalls höchst zufrieden mit dem Besuch des sorrentinischen „Busch“. „Sechs Francs,“ wiederholt er, „und Alle satt, denn nicht wahr, Fräulein Espe, Sie sind auch satt?“ Espérance bejaht halb im Traume. Ja, sie ist satt, einmal ausnahmsweise satt mit dem Herzen. „Und der Kutcher hat auch noch mitgegessen,“ schließt der Doctor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine kleine Episode aus einer Mädchenpension.

Wer hätte nicht schon von den zahlreichen Mädchenpensionen am Rhein gehört? Wer wäre nicht auf seinen Reisen in jener romantischen Gegend langen Reihen junger Mädchen begegnet (viele unter ihnen sind Engländerinnen), immer zu Zweien ehrbar dahin schreitend, als dächten sie an Nichts, als an ihre deutschen und französischen Aufträge, sähen Nichts als die Nachbarin neben und vor ihnen und hörten Nichts als das: ne marchez pas si vite der sie begleitenden französischen Gouvernante. Dabei entgeht den schlauen Badfische und besonders den siebzehn- oder achtzehnjährigen Pensionärinnen, die durchaus keine Badfische mehr sein wollen und sehnsüchtig dem Ende ihrer Schulzeit entgegensehen, absolut Nichts, was in ihrer Gesicht- und Gehörweite vorgeht. Was nun gar ihre Gedanken betrifft! Ja, mein Himmel, wer möchte es ihnen verdenken, daß diese ihre eigenen Wege gehen, weit, weit abwärts von Allem, was mit Schulstube und Lehrstunde in Verbindung steht! Wer könnte es ihnen z. B. verargen, daß Einige unter ihnen mit wahren Vergnügen an die lustige Scene von voriger Woche denken? Es war auch gar zu nett, als plötzlich beim Abendbrod — der Esaal ist auf ebener Erde, sechsunddreißig Pensionärinnen führen gerade den Löffel mit Milchsuppe zum Munde, — plötzlich ein kleines Geräusch entsteht und in jedem der halb geöffneten Fensterflügel zwei hell- oder dunkelgelockte Jünglingsköpfe, aus rothem Kragen hervorguckend, sichtbar werden! Man stelle sich das Bild recht vor! Die Pensionärinnen, zuerst natürlich diejenigen, welche mit dem Gesichte nach den drei Fenstern sitzen, sind wie von einem Zauber gelähmt, die Löffel bleiben in der Luft, die Lippen sind halb, die Augen weit geöffnet. — Alle starren, sprachlos geworden, nach den Portepéféhndrichsköpfen hin — denn das waren jene Köpfe — und erst als ein: „guten Abend, meine Damen“, hörbar wird, kommt wieder Leben und Bewegung unter die jungen Mädchen. Die Vorsteherin, eine noch ziemlich junge Frau, steht und hört nun auch, was sich ereignet hat und möchte gern lachen, aber sie thut es nicht, sondern erhebt sich ernst vom Stuhle und schreit der Thür zu. Ihr ist es im Augenblick klar, nicht nur, daß die kecken Jüngling Zöglinge der im Nachbarorte G. gelegenen Kriegsschule sind, sondern auch, daß es dieselben jungen Helden sind, die sich schon mehrere Male kleine Excursionen, als da sind: Fensterparaden, Anklopfen, Anklingeln, erlaubt haben, und sie will dem Unfug ein für alle Mal ein

Ende machen. Dazu kommt man ihr gewissermaßen von der anderen Seite entgegen, denn es wird so starr, als nur möglich ist, an der Hausthür geklingelt. Sie öffnet selbst, und die Schaar etwas angeheiterter junger Krieger strömt laut in das Haus hinein.

Festen Schrittes und hoch erhobenen Hauptes tritt die stattliche Dame vor sie hin und sagt:

„Wünschen Sie, mich zu sprechen, meine Herren? In diesem Falle bitte ich Sie, sich die Treppe hinauf zu bemühen.“

Nun hätte man die Gesichter sehen sollen, die noch einen Augenblick vorher voller Uebermuth und äußerst unternehmend ausgesehen! Keine Spur von alledem! Die Mägen flogen von den Köpfen, man hüftelt verlegen, man dreht das kleine Bärtchen, man bittet demüthig um Verzeihung, man beginnt den Rückzug.

„Sie haben mir also Nichts zu sagen, meine jungen Herren? Nun in diesem Falle werde auch ich, was ich Ihnen zu sagen hätte, an eine andere Adresse befördern. Guten Abend, verzeihen Sie nicht die Thüre — dort hinaus!“ —

Am nächsten Morgen ging ein zierlich geschriebener, aber in sehr energischen Ausdrücken abgefaßter Brief an den Oberst M., den Director der Kriegsschule, und nach wenig Tagen theilte ein sehr artiges Antwortschreiben desselben Herrn der Schulvorsteherin mit, daß die betreffenden Angeklagten ihre Strafe empfangen hätten, nachdem sie sich, auf Befragen, als die Schuldigen bekannt. Die geehrte Dame und alle ihre Colleginnen (deren es in M. ein ganzes Duzend gibt) würden in der Zukunft nie wieder ähnliche Vorfälle erleben, denn es sei den Herren Fähndrichen der Besuch von M. untersagt worden.

Also an diese lustige Geschichte dachten unsere jungen Mädchen, sie mochten von der Weichsel, der Elbe oder der Themse her sein, noch auf manchem Spaziergange und jede derselben hatte nachträglich immer von Neuem etwas zuzufügen, was sie in jenem interessanten Augenblicke gesehen haben wollte. Man stritt sich über die Farbe der Haare, der Augen, über die Länge und Form der Schnurrbärte, die man wirklich, oder auch nur in einem lebhaften Traume gesehen hatte und alle Mädchen, ohne Ausnahme, bedauerten von Grund des Herzens, daß der Herr Oberst so sehr streng gewesen und in Folge davon jede Hoffnung auf eine so vergnügliche Unterbrechung des einseitigen Pensionslebens geschwunden war.

Zda und Clara, die beiden ältesten der deutschen Pensionärinnen, bereiteten sich, auf den Wunsch ihrer Eltern und ganz gegen ihre eigenen Wünsche und Neigungen, zum Lehrerinnenexamen vor. Ach die armen Kinder! Mußten auch gerade deren Eltern auf diesen Einfall kommen! In der ganzen Pension gab es keine hübscheren aber auch keine — trägeren Mädchen, als gerade diese beiden. Aber Zda hatte eine ehrsüchtige Mutter, die, in Ermanglung eigener Kenntniße, gar zu gern mit denen ihrer Kinder prahlte, und Clara's Vater hatte es sich in den Kopf gesetzt, für seine jüngsten Mädchen keine Gouvernante ins Haus zu nehmen, denn er hatte gar zu viel Verdruß mit Clara's Gouvernanten gehabt. Aus dem Hause wollte er keine Herzblättern auch nicht geben, und da hatte er eines Tages Clara erklärt — sie solle ihre jüngeren Schwestern unterrichten, vorher aber müsse sie das Lehrerinnen-Examen machen.

„Ich werde ganz gewiß durchfallen,“ versicherte Clara, mit vieler Selbstkenntniß.

„Aber, Kind, Du sollst nicht.“

„Aber, Papa, ich weiß gewiß, es wird so sein.“

„Nicht doch, Clärchen. Thue mir den Gefallen und lerne fleißig und falle nicht durch; ich schenke Dir auch eine goldene Uhr mit schöner Kette.“

Das half, d. h. Clara theilte der Schulvorsteherin mit, daß sie und ihre Freundin Zda sich zum nächsten Examen melden würden, und als diese Dame davon abrieth und ihre Besorgniß auf das Lebhafteste äußerte — sie kannte ja ihre Schäflein — da versprachen beide Mädchen, sehr fleißig studiren und alles Versäumte nachholen zu wollen. Sie hatten auch wirklich die Absicht, nicht mehr so überaus faul als bisher zu sein; aber das Lernen mit Ernst betreiben, ihre Schulbücher lieben, — das vermochten sie beim besten Willen nicht, — das war gegen ihre Natur!

„Seht, dort sitzen unsere beiden weiblichen Studenten im Kloftergarten (weshalb sollten wir nicht einmal Kloster statt Pension sagen?) und Zda hat pflichtmäßig ein Buch vor sich liegen. Sie sitzen einsam und allein in einer düstern, dicht mit Weinlaub verschatteten Laube, um nur ja durch Nichts von ihren tiefen Studien abgezogen zu werden. Ihre glücklicheren Schulschwester spielen unterdessen im Hofe, der zwischen Haus und Garten liegt, ein munteres Gesellschaftsspiel, oder gruppiren sich unter den duftenden Blüthenbäumen, lesend, plaudernd, nährend, wie es ihnen beliebt, denn es ist Abend und die Schulzeit vorüber.“

„Ach, die armen Dinger!“ seufzt ein Badfischchen und wies auf die beiden Studirenden in der düstern Laube hin. Sie studiren sich noch zu Tode; Zda ist ganz blaß von der großen Anstrengung und Clara dunkelroth. Gewiß fiebert sie und nächstens wird sie phantastiren. Nein, ich mache kein Lehrerinnen-Examen, das steht fest.“

Die arme, liebe Clara phantastirt wirklich schon! Sie lieft nämlich, verdeckt durch das dicke, französische Wörterbuch, das auf dem Tische liegt, ein rosenfarbenes Briefchen, welches sie heute auf geheimnißvollem Wege (O, Herr Oberst v. M.! Die Fähndrich kommen doch nach M.!) erhalten hat und schon auswendig kann; aber sie lieft es, wie gesagt, wieder und wieder und ihre lebhaft phantastie malt sich in sehr reizenden Bildern eine Zukunft aus, die derjenigen sehr unähnlich ist, welche der Papa für sie in Bereitschaft hält. Gerade jetzt — so phantastirt sie — kniet der Schreiber des Briefchens vor ihr und schwört ihr ewige Liebe und Treue.

„Gustav!“ ruft die gerührte Clara, und dieser Schrei ihres Herzens erweckt ihre Mitstudirende und Freundin, Zda, ans ihrem Hüften, seit einer Stunde dauernden Schläfchen. Sie greift nach ihrem Buche und fährt in ihren Geschichtsstudien fort; sie ist bei den schwedischen Königen stehen geblieben und wiederholt nun laut, was sie sich vor dem Einschlafen einzuprägen bemüht gewesen:

„Gustav! Gustav III. folgte 1771 seinem Vater Adolph Friedrich. Auf Gustav III. folgte Gustav IV.! Ich wollte alle Gustave wären, wo der Pfeffer wächst. Was gehen sie mich an!“

Clara erklärt dies Betragen der Freundin für lieblos und verläßt mit dem Briefchen in der Tasche, den Plöß und das Wörterbuch im Arme, die Weinlaube. „Wenn Clara Feierabend macht, thue ichs auch!“ sagt Ida, „immer kann man ohnehin nicht studiren!“

In der angegebenen Weise ging es mehrere Monate fort und die Examinationswoche nahte in bedenklicher Weise. „In drei Wochen — schon in drei Wochen!“ rufen sich Ida und Clara zu! — Dann heißt es: in vierzehn Tagen! — nur noch acht Tage, und dann sehen wir unsere hübschen Mädchenstudenten, begleitet von einer Lehrerin und einigen Freundinnen, der Eisenbahnstation zueilend, um sich nach der benachbarten, größeren Stadt zu begeben, wo das Examen in diesem Jahre stattfinden soll.

Gegen die Reisetoulette ist nichts einzuwenden; sie ist so geschmackvoll, so fleißig! Und was für hübsche Kleider liegen in den nagelneuen Reisetoffen neben den Schulbüchern! Viel mehr Kleider als Bücher; letztere nahmen gar zu viel Platz ein, meinten die Mädchen, und zerdrückten die frischen Bänder und Kragen. Als das Signal zur Abfahrt gegeben war, nahmen Ida und Clara Abschied von den Freundinnen und fort ging es — ihrem Schicksale entgegen! Die Vorsteherin, deren Geschäfte es verhinderten, ihre Schäfchen zu begleiten, die nun einmal, trotz wiederholten Abredens, versuchen wollten, ob sie mehr Glück als Verstand hätten, hatte ihnen das beste und anfänglichste Hôtel angewiesen und noch überdies an den ihr bekannten Besitzer geschrieben, um die jugendlichen Reisenden seiner ganz besonderen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Dies hatte denn auch die Folge, daß dieselben vortrefflich logirt und bedient wurden und sich außerordentlich behaglich fühlten, wie die erste und zweite Correspondenzkarte gemeldet. In der dritten und vierten war nur dunkel auf die bisherigen Resultate des Examins hingedeutet, das gerade diesmal „enorm schwer“ wäre, und einige Bücher erbeten worden, deren Ida und Clara sehr bedürftig waren. In einem mit zwei Siegeln versehenen Briefchen theilte Ida einer Freundin mit, daß sie in der französischen Literatur nicht bestanden zu haben glaube. Auf die Frage des Examinators: ob sie einen Unterschied zwischen dem deutschen und französischen Drama anzugeben wisse? hätte ihr so etwas von einer Einheit vorgekehrt, auf welche die französischen Dramatiker halten, und aufgefordert, die Einheit, deren sie erwähnte, näher zu bezeichnen, habe sie geantwortet: „ich vermute, es ist die Einheit, die Harmonie — in der Toilett.“ „Ich bin überzeugt, daß ich da eine große Albernheit gesagt habe,“ schloß das Briefchen.

„Morgen Vormittag,“ meldete Clara, „wird eine Pause gemacht im Examen; wir wollen diese benutzen zu fleißigen Wiederholungen in der Chemie und der Botanik. Ihr wißt, daß wir beide in diesen Wissenschaften uns wenig hervorgethan haben; um so besser trifft es sich, daß wir uns noch vorbereiten können.“

Die Schulvorsteherin schüttelte ihr Haupt, als ihr diese Mittheilungen gemacht wurden und beklagte nebenbei das mehrtägige und noch durch einen halben Tag unterbrochene Examen. Ihr ahnte durchaus nichts Gutes.

Au dem Tage, da man die Rückkehr der Reisenden erwarten konnte, war unsere Pension in der größten Spannung. Bei jedem Klingelzuge fuhren alle jungen Köpfe, die über freie Bewegung zu verfügen hatten, nach den Fenstern, aber der Abend nahte und die sehnsüchtig Erwarteten erschienen nicht. Dagegen erhielt die Vorsteherin ein Briefchen, das der Hausknecht eines Gasthauses in N. eingereicht hatte und zu ihrer großen Verwunderung erkannte sie Clara's Handschrift. Was bedeutet das? Sie riß das Couvert auf und las:

„Wir sind durchgefallen. Ach verzeihen Sie es uns, es ist gewiß nicht mit Absicht geschehen. Wir wagen nicht, unter diesen Umständen vor Ihnen zu erscheinen und wissen überhaupt nicht, was jetzt aus uns werden soll. Bis dahin (wahrheitlich) war es der Schreiberin selbst nicht recht klar, was dies „bis dahin“ bedeutete, bis dahin sind wir hier im goldenen Löwen abgestiegen, der uns nach dem schönen Hôtel in A. recht jämmerlich vorkommt.“

Ihre gehorsame Clara.

Nachschrift. Ida ist noch verzweifelter als ich; sie blickte, als wir über den Rhein kamen, ins Wasser und sagte: ich möchte lieber in den Rhein gehen, als an die Mama schreiben. Es war schrecklich, so etwas zu hören. Aber jetzt hat sie sich schon etwas getrübt und ist ein Beefsteak.“

In fünf Minuten war die Vorsteherin unterwegs zum goldenen Löwen, und gleich darauf lagen die schluchzenden Mädchen in ihren Armen und ließen sich willig nach Hause führen, wo unterdessen alle Mitschülerinnen von ihrem traurigen Schicksale unterrichtet waren. Sie nahmen ohne Ausnahme den wärmsten Antheil daran und der Hausflur wimmelte voll Condolanten, die sich an die Heimkehrenden drängten und sie mit Küffen überschütteten. Am liebsten hätte man sie gleich mit Fragen bestürmt, aber Clara und Ida sahen gar nicht aus, als hätten sie Lust, auf ihre Erlebnisse näher einzugehen, sondern folgten gern der Aufforderung, sich zur Ruhe zu verfügen und ihren Kummer im Schlafe zu vergessen.

Am nächsten Tage wurden Briefe an die Eltern geschrieben. So klägliche, ach so klägliche. Natürlich rührten sie die elterlichen Herzen und die Antworten waren demgemäß eher beruhigend und tröstend, als vorwurfsvoll. Es sollte von einem Lehrerinnen-Examen nicht mehr die Rede sein, schrieb man von beiden Seiten, und es wäre gar nicht zu verwundern, daß junge Mädchen nicht all den übertriebenen Anforderungen genügen könnten. Weder Clara's noch Ida's Eltern wünschten Gelehrte zu Töchtern zu haben; sie möchten nur noch bis zu den nächsten Ferien in der Pension bleiben und dann nach der Heimath zurückkehren zu ihren liebenden Eltern.

Es war merkwürdig, wie sich die Briefe glichen, und doch kannten sich die betreffenden Briefschreiber nicht.

Wer war nun froher, als unsere Weiden. Sie umarmten sich, sie tanzten und zeigten sich auch ganz willig, etwas Näheres über das Examen mitzutheilen. Das Verlangen danach war sehr groß, und so erzählten sie denn eines Abends der lauschenden Menge, die sich um sie herum gesetzt hatte, die Einen auf Tischen, die Anderen auf Stühlen oder Bänken, Folgendes:

„Nachdem sie an jenem freien Nachmittage eifrig studirt hatten, waren sie mit einigen Colleginnen zu Tische gegangen. Das Essen schmeckte ihnen vortrefflich und ihre Stimmung

war die rosigste, denn besagte Colleginnen, „die durchaus nicht Kläger waren als wir“, wollten gehört haben, daß sich die Herren Examinatoren sehr beifällig über die Studenten aus N. geäußert; besonders hätte der Examinator mit großem Barte Ida's Haar wunderschön gefunden.“

„Das und noch einiges andere Angenehme, was uns erzählt wurde,“ so fuhr Clara in ihrem Berichte fort, „gab uns etwas Hoffnung auf ein glückliches Examen und wir bestellten eine Flasche Wein, was wir bis dahin noch nie gethan hatten, denn im Grunde trinken wir ihn nicht gern. Wir wollten uns für den Nachmittag stärken und dachten, das geschähe am besten, wenn wir recht starken Wein bestellten. Ich sagte also zum Kellner: eine Flasche von dem stärksten Weine, den Sie haben. Mir fiel es auf, daß der Mann ein komisches Gesicht machte, als er unsere Gläser füllte, aber ich ahnte nichts Arges. Beim zweiten Glase bekam ich Kopfschmerz.“

„Ich auch,“ fiel Ida ein.

„Wir tranken aber noch ein drittes, denn der Wein schmeckte sehr angenehm. Plötzlich sahen wir nach der Uhr und fanden, daß es die höchste Zeit war, uns nach dem Examinationssaale zu begeben. Wir stießen nun noch auf „gut Glück“ an und dann ging es fort — nach dem Schlachtfelde.“

„Du sprichst ja wie ein Soldat,“ bemerkte ein blondes Kind, das mit weit geöffneten Augen zuhörte.

„Stille, stille,“ tönte es von allen Seiten. „Fahre fort, Clara, womit begann das Examen?“

„Mit Chemie,“ antwortete diese seufzend, „und denkt Euch — ich, ich Unglückliche werde zuerst gefragt — und solch eine dumme Frage: Warum streichen wir die Fenster und Thüren mit Oelfarbe an? Können Ihr begreifen, was das mit Chemie zu thun hat? Ich nicht.“

„Was antwortetest Du?“

„Nun, ich sagte: weil es hübsch aussieht, und weiß auch noch heute keinen anderen Grund dafür anzugeben. Denkt Euch die Fenster ohne Oelfarbe, sie wären nicht zum Ansehen.“

„Was kam danach?“ fragten die Zuhörerinnen, die es am Gerathensten fanden, sich auf keine Erörterungen einzulassen.

„Danach kam Botanik, und nun erzähle Du, Ida, denn da erangst Du Dir Lorbeeren.“

Ida wurde etwas roth bei der Erinnerung an diese Lorbeeren, aber sie wollte ihrer Freundin in Bezug auf ehrliches Bekenntniß nicht nachstehen und erzählte:

„Welche Pflanze,“ fragte mein Quälgeist, „welche Pflanze könnte man die Palme des Nordens nennen? Ich hatte keine Ahnung davon, welcher Baum oder welche Blume Ähnlichkeit mit Palmen hat. Mein Kopf brannte, die Stube ging mit mir in die Runde. Da fielen mir die Weidenröschen ein, mit denen wir am Palmsonntag die Kirchen schmücken; wir nennen sie ja auch Palmen und da sagte ich aufs Gerathewohl: die Weide.“

„Bravo, bravo!“ riefen einige der größeren Mädchen und lachten so herzlich, daß Alle davon angesteckt wurden, selbst Ida und Clara. Sie hatten bereits so viel Thränen über ihr unglückliches Examen geweint, daß man ihnen den Wechsel in ihrer Stimmung gönnen konnte. Man fällt ja überdies so leicht aus einem Extrem ins andere.

Nach einer kleinen Pause wollten die Zuhörer nun auch von der Art und Weise unterrichtet werden, mit welcher man unseren Weiden die Trauerbotschaft von ihrer Niederlage mitgetheilt.

„O, das ging einfach genug zu,“ erwiderte Clara. „Erst sagte man uns, daß man mit uns fertig sei und daß wir abgehen könnten, und als wir im Vorsaal waren, kam einer der Herren Examinatoren und sagte, wir möchten nicht allzu traurig sein, auch weiter studiren, wenn wir Lust hätten, aber diesmal wären wir durchgefallen.“

„Ich glaube nicht, daß er gerade dies Wort gebrauchte,“ fiel Ida ein.

„Möglich, daß er ein höflicheres gebrauchte, ich entsinne mich dessen nicht mehr,“ sagte Clara. „Nur so viel erinnere ich mich, daß ich, trotz meines Kopfschmerzes, ganz genau wußte, was er meinte, und daß mich's wie ein Donnerschlag traf. Es ist mir nur eine Beruhigung, daß ich es dem Papa vorausgesagt habe, wie es kommen würde und daß ich nicht zur Lehrerin passe.“

„Nein, wir passen nicht dazu! Aufrichtig gesagt, ich fürchte, wir kehren Weide nicht viel Kläger heim, als wir vordem waren.“

„Ich möchte gern ein Sprüchlein sagen, wenn Ihr's nur nicht übel nehmen möchtet,“ sagte, schelmisch lächelnd, ein naseweises Backfischchen.

„Sag's, o bitte, sag's!“

„Zwei Gänsechen flogen über den Rhein,
Zwei Gänsechen kehrten wieder —“

„Wir verbitten uns alle Anzüglichkeiten,“ riefen — natürlich die Weiden, die es allein anzüglich finden konnten.

A. v. Lagerström.

Die Kunst, jung zu bleiben.

So weit ich die Frauen kenne, ist es der sehnsüchtigste ihrer Wünsche, gleich den olympischen Göttern in ewig blühender Jugend zu leben, und die schwerste ihrer Kimmernisse, einem reizlosen Alter anheimzufallen. Der Kampf, den eine Frau gegen das auf sie eindringende Alter besteht, ist in keinem Heldengedicht verzeichnet, obwohl er härtnadiger und erbitterter sein kann, als irgend ein anderer Kampf; er hat seine wechselnden Erfolge, sein Hin- und Widerschwanzen, seine Ausfälle und Rückschläge, und schließlich, da das Alter doch unbefieglich scheint, seine stumme, gramvolle Niederlage. Nichts gleicht an schmerzlicher Kraft den stillen Thränen, den erwürgten Seufzern, dem innerlichen Verbluten einer stolzen Frau, deren welcher Hand das Scepter entfällt, mit dem sie über die Herzen zu gebieten lange gewohnt war. Solches Schicksal scheint bitterer zu sein als der Tod, denn es verlangt von dem Menschen, daß er sich selbst überlebe. Wenn sich die Frauen gegen das Alter sträuben, so haben sie ihre guten Gründe. Der Abschied von der Jugend, zuletzt von dem Schein der Jugend, den auf die Wange festzubannen alle Speereien Arabiens nicht mehr vermögend sind, verurtheilt

sie in den Augen der Welt zu einer geradezu beschämenden Rolle; lange gelebt zu haben, wird ihnen als eine Art Verbrechen angesehen, und zwei Worte, die man vor Frauen nie aussprechen sollte, die Worte: alt und häßlich, werden ihnen mehr oder minder deutlich zu verkosten gegeben, ja die Reigenführer solcher Maori sind zuweilen alte Männer. Welcher Un dank in dieser schönen Auffassung des Frauenalters liegt, braucht man wol kaum zu sagen. Für wen werden sie denn alt, als für uns und unsere Kinder? Was erschöpft ihre Jugend, als die großherzige Freigebigkeit, mit welcher sie Freuden gewähren und Schmerzen übernehmen? Wie oft sind die frühzeitigen Falten in ihrem Gesichte nichts Anderes, als die Furchen des Kummers, den ihnen die Jhigen bereitet, als das Kinnjal der Thränen, die sie um uns geweint haben? Wir vernichten sie und verachten sie — eine Barbarei, deren nicht einmal der vom Himmel vergessene Mann fähig sein sollte, welcher junge Frauenliebe nur flüchtig genossen und nicht ihre mit den Jahren wachsende Kraft und Zmigkeit an sich erprobt hat. Was man einmal recht von Herzen geliebt, das sollte man meinen, könnte nicht altern, und die älter werdenden Augen müßten es immer jung erblicken. „Ihr blüht!“ müßte man zu den weißen Haaren sagen, und zu der Falte um den Mund: „Du lächelst!“ Und das ist keine Lüge, sondern nur das Wunder der Liebe. Dieses Wunder häufiger zu machen, liegt zu einem guten Theil in der Hand der Frauen, und wenn ich zuerst die Männer angeklagt habe, so mögen es auch die Frauen dulden, wenn ich sie — nicht etwa gleichfalls anklage, sondern nur ein klein wenig ins Gebet nehme. Da möchte ich nun sagen, daß viele Frauen die Kunst nicht verstehen, mit dem Alter sich auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen, daß sie bald zu alt sind für ihre Jahre, bald zu jugendlich (nicht etwa zu jung) für ihr Alter. Ferne sei es von mir, den Schulmeister zu spielen, wozu mir die Natur jede Anlage versagt hat, und den Schulmeister vollends gegenüber den Frauen, die einen Pedanten höchstens heirathen, aber nie von ihm lernen; ich will nur einige Meinungen mittheilen, die sich um das angeschlagene Thema drehen — Meinungen, die ebenso schlicht als unmaßgeblich sind.

Als die natürlichen Verwalterinnen der Schönheit und der Anmuth glauben die meisten Frauen ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen zu sein, sobald die Jugend von ihnen gewichen ist, und sie lassen sich entweder fallen oder bilden sich eine künstliche Jugend an. Beides ist falsch und entstellt die Frauen. Was nicht einmal in der Dichtung und Kunst giltig ist, wo jedes Alter seine ihm eigenthümliche Schönheit entfaltet, wie kann das Geltung haben auf dem der Sinnlichkeit doch mehr entfremdeten sittlichen Gebiete? Auch im Wohlwollen und in der Güte kann Schönheit und Anmuth liegen, und man spricht nicht umsonst von einer sittlichen Grazie. Es ist mein Lieblingswort, daß jedes Alter seine Jugend habe und daß es nur darauf ankomme, sich aus der einen Jugend in die andere hinüberzuretten. Ein reifes Mädchen wird eine junge Mutter, und sie kann jung bleiben bis hinauf zur Großmutter und Urgroßmutter. Das Entscheidende liegt nur immer darin, daß man die Gesinnung seines Alters habe (l'esprit de son âge). Man muß sich gegen die anrückenden Jahre weder trübig stemmen, noch ihnen feige weichen; wer sich ihnen widersteht, den schleppen sie bei den Haaren mit sich; wer ihnen aber freundlich entgegengeht, den führen sie freundlich an der Hand. Das Schlimmste aber ist und den Männern gegenüber das Allerunklugste, wenn eine Frau vor dem Alter sofort die Waffen streckt; das macht am ältesten, denn die Frau, die sich gegen ihren Feind verwehrt, wird wenigstens für kurze Zeit, freilich mit einem um so heftigeren Rückschlag, die Schönheit der Energie besitzen. In vielen Fällen ist es die Angst vor dem Alter, welches die Frauen altern macht; sie verzehrt das Kapital der gegenwärtigen Kraft und macht leichtsinnig Anlehen bei einer späteren Altersstufe. Die Jugend in das Alter hineinzuziehen oder das Alter vorwegzunehmen, kleidet eine Frau gleich übel. Gefallen kann, ja muß sie immer sein; Gefälligkeit aber macht das Alter älter. Die Kunst der Einfachheit sollte sich mit der größeren Reife immer mehr vervollkommen. Keine Kletterei haben, ist auch eine, und vielleicht die feinste. Damit kann sich ein Zug von Mädchenhaftigkeit verbinden, eine bei aller Erfahrung erhaltene Unschuld und Frische der Seele, die ich schon bei siebzehnjährigen Frauen angetroffen und bewundert habe. Daß das Alter schlechter mache, könnte man gewissen Erscheinungen gegenüber wol glauben; aber man kann mit derselben Berechtigung wol sagen, daß es besser mache. Das Wahre an der Sache wird aber wol sein, daß das Alter weder schlechter noch besser macht, sondern einfach alle Geheimnisse des Charakters aus dem Menschen heraustreibt. Die Aufgabe der Frau wird es sein, solche hervorstechende Spigen des Charakters an sich und Anderen unzubiegen. Um sich aber unter allen Umständen jung zu erhalten, pflege sie bei sich eine Liebe, ein Interesse, welches sie für die Welt nicht absterben läßt. Ein Weib ohne Liebe gibt sich selbst auf, denn ob sie jünger oder älter sei, die Liebe ist das große Geschäft ihres Lebens. Auch höheren geistigen Interessen, die doch das Salz der Seele sind, bleibe sie nicht fremd, und was in Literatur, Kunst und im großen Weltleben sich regt, trete immerhin an sie heran. Die Feder benütze sie nur zum Briefschreiben, worin die Frauen Meister sind, denn ihre literarischen Hervorbringungen sind nicht immer durch die große Bedeutung des Hervorgebrachten entschuldigt. Eine gute und ammutige Frau, welche nicht dichtet, steht mir höher als eine dichtende Frau, denn sie ist selber ein Gedicht.

Das sind nur einige Schlagworte zur Kunst, jung zu bleiben; aber ich werfe sie getroffen Muthes aus, daß sie als gesunder Samen in den Herzen der Frauen wuchern mögen.

Ludwig Spetdel.

„Die Zeit ist hin, da Bertha spann.“

Wir citiren das alte „geflügelte Wort“ ohne Sentimentalität, denn eine irgendwie bedauernde Empfindung daran zu knüpfen, sind wir Menschen von heute nicht berechtigt. Danken wir es doch nur dem gewaltigen Fortschritt unserer Tage, daß „die Zeit hin ist, da Bertha — oder setzen wir besser statt der Perigon das Geschlecht — da die Frau spann.“ Jetzt noch das Spinnrad gebrauchen zu wollen, wo die

Maschine ihm längst die Arbeit, für welche es all die Jahrhunderte vor der großen Epoche des Dampfes bestimmt gewesen, abgerungen hat, hiesse die kostbarste Zeit in der müßigsten und unfruchtbarsten Weise zu tödten suchen, hiesse, wo es gilt, weite Strecken zu durchfliegen, mit der „gelben Kutsche“ festigen Angedenkens reisen, statt den länderverbindenden Schienenstrang zu benutzen, oder auch zur Uebermittlung einer eiligen Nachricht den säumigen Boten auszuenden, statt den Draht spielen zu lassen, durch den mit Gedankenschnelle der elektrische Funke fliegt.

Was wollen also die zierlich geschnittenen, grazios geschweiften und gerundeten Spinnrädchen, die wir seit Kurzem wieder in den Schaufenstern unsrer Kunstdrechler, Holzbildhauer und Galanteriewarenhändler gewahren? Immerhin dürfen wir das sehr harmlose Dasein, zu welchem — um gleich das richtige Wort zu gebrauchen — nur eine Modelaune sie von Neuem erweckt hat, ihnen ungeschmälert gönnen. Die bekante Vorliebe der Modernen für das Rococo, speciell

solcher Frivolität machen, sondern vor dem Spinnrad im Boudoir der Dame pietätvoll wie vor einem Denkmal des alten, treugebienten Geräthes stehen und es in seiner Bedeutung als lehrreiche historische Erinnerung nach Gebühr hochschätzen.

Eine ganze Geschichte der Frauenwelt läßt sich daran reihen. Von den ältesten Zeiten her ist die Spindel das Attribut der Frau. Die uns erhaltenen Monumente antiker Kunst statten Königinnen und Fürstinnen damit aus. Sie war das Symbol ihrer Herrschaft im Hause, gleichzeitig aber auch ihrer Dienstbarkeit und Unfreiheit dem Manne gegenüber. Spindel und Schwert bildeten Gegensätze, und nicht sicherer glaubte Thetis ihren Sohn Achill zu verbergen, als im Frauengemach, angethan mit weiblichem Gewand und in der Hand die Spindel, nicht tiefer umstrickt von den Reizen der Dymphale vermochte die Mythe den Herkules zu schilddern, als daß sie ihn sich bequemem läßt, die Spindel zu drehen.

stunnen mußte vor dem siegreichen Lärm der durch Dampf getriebenen Maschinen, die sich unaufhaltbar auch der Hausindustrie bemächtigt.

Aber wenn wir oben von unerschöpflichem Stoff für historische Betrachtungen sprachen, so ruht in Spindel, Kunkel und Spinnrad nicht minder ein reicher Schatz von Poesie. Es spinnen in der altgriechischen Mythologie die Parzen den Lebensfaden der Sterblichen und dem entsprechend spinnen und weben auch die Nornen und Schicksalsjungfrauen in der altgermanischen Götterlehre. Eine große Rolle spielen Spindel und Spinnrad in Sage und Volksmärchen. An der Spindel sticht sich Dornröschen und fällt in den Todesschlaf. Gold aus Stroh spinnen können, muß das Bauerinnäbchen, um Königin zu werden. Geheimnißvoller Zauber umgibt das Spinnrad; Kobolde und Wichtelmännchen machen sich damit zu schaffen. Die Spinnerin muß allerlei Vorkehrungen treffen und Beschwörungen kennen, um sich vor Spuk zu bewahren. In den „zwölf Nächten“ ist es gefährlich, zu spinnen, erst nach dem



Das Tischgebet. Originalzeichnung von Grundmann.

unser häuslicher Geschmack, der gegenwärtig sich an sogenannten antiken Möbeln und Geräthschaften weidet, hat sich zur Abwechslung jetzt auch einmal auf das Spinnrad geworfen und dasselbe — natürlich in einer ausnehmend niedlichen Form, in gleich deutlich genug an den Ripptisch streifender Erscheinung — für passend erachtet, im eleganten Boudoir der Dame vom Hause als unterhaltende Spielerei, als eine Curiosität oder angenehm plaudernde Reminiscenz aus den Tagen unserer Vorfahren aufgestellt zu werden.

Freilich liegt eine gewisse Tragik auch in dem Schicksal des Spinnrades selbst. Das ehemals so wichtige, so unentbehrliche, einer so langen, reichen und stolzen Geschichte sich rühmende Haus- und Arbeitsgeräth verschwindet unter all dem alten, nutzlosen Gerümpel einer Trödelkammer, sobald es ausgedient hat. Es fragt sich nur, ob es zu beneiden, wenn es aus der mitteleidigen Nacht des Grabes wieder an das grelle Licht des Tages gezogen werden soll — und zu keinem anderen Zweck, als daß es müßigem Zeitvertreib dient, oder schließlich gar noch dem Spott der schneller Lebenden anheimfällt über das Primitiv seines Baues und Wesens und über die rührende Langsamkeit seines Schaffens.

Wir unserertheils wollen uns nicht zu Mitschuldigen

Der Griechen heitere Götterwelt schwand dahin, Gothen und Vandalen machten dem römischen Weltreich ein Ende: die Spindel behielt ihre Macht und Bedeutung, ja sie hat, soviel Italien anlangt, sogar ihre Form bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Wandelte sich letztere für andere Länder, so trat vor Allem die Kunkel in vollstem Maße die Erbschaft der Spindel an. So sehr ward dieselbe das Zeichen des Frauenregiments, daß noch bis heute eine Herrschaft, in welcher die weibliche Linie erberechtigt ist, „Kunkellehn“ heißt.

Das Anfertigen der Kleidung für die Familie war durch das ganze Alterthum, das Mittelalter und bis in die neuere Zeit hinein ja immer eine Hauptaufgabe der Frau geblieben. In der Königs- und Ritterburg, wie in der Hütte wurde deshalb die Spindel und Kunkel Tag aus Tag ein gehandhabt und gedreht, wurde ohn' Unterlaß gesponnen und gewebt, und Edelbame wie Bäuerin setzten einen Ruhm darin, feines Gespinnnt zu liefern. Gab es doch sogar Bermächtnisse mit der Bestimmung, alljährlich daraus Preise für das ausgezeichnetste Gewebe, das feinste und zugleich haltbarste Garn oder Linnen zu zahlen. Noch in diesem Jahrhunderte schnurrte das Spinnrad in manchem Bürger- und Bauernhause, bis endlich sein trauriger Ton ver-

Dreikönigsabend darf das unermüdete Mädchen wieder hervorgeholt werden.

Welch reiche Fundgrube für das Volkslied und Volksmärchen waren nicht die Spinnstuben unsrer Landleute! Durch unsere ganze Poesie zieht sich wie ein breiter Strom das Lied zum Preise des Mädchens und der Spinnerin, wehmüthig und heiter, neckisch und traurig; es singt und klingt vom Brauthemd so gut wie vom Todtenhemd.

Aber auch Kunstdichtung und Tonkunst stehen nicht zurück in vorwiegender und liebevoller Beachtung, die sie dem Spinnrad und der seit uralten Tagen von einem ganz eigenen Nimbus umgebenen Arbeit des Spinnens jeder Zeit geschenkt haben. Unsere größten Poeten und Componisten erkannten die Fruchtbarkeit und Amuth dieses Motivs an. Wir erinnern — statt vieler Beispiele nur eines hervorhebend — aus dem Bereich der Dramatik an die lieblich-wehmüthige Scene in Goethes „Faust“: „Gretchen am Spinnrad,“ während aus dem Gebiet der Oper uns ungeflucht ins Gedächtniß kommen: das reizende „Spinnlied“ in Flotow's „Martha“, das trauliche Liedchen der spinnenden alten Margarethe in Boieldien's „Weiße Dame“, sowie der ergreifende Chor der Spinnerinnen in Richard Wagner's „Fliegendem Holländer“.

Zur Frauenfrage.

Goethe über das Wirken der Frauen. Es ist sonderbar, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchste Stelle setzen will, die sie einzunehmen fähig ist; und welche ist höher als das Regiment des Hauses? Wenn der Mann sich mit äußern Verhältnissen quält, wenn er die Besitztümer herbeischaffen und beschützen muß, wenn er sogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umständen abhängt, und ich möchte sagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politisch sein muß, wo er gern vernünftig wäre, verstockt, wo er offen, falsch, wo er redlich zu sein wünschte; wenn er um des Bieles willen, das er nie erreicht, das schönste Ziel, die Harmonie mit sich selbst, in jedem Augenblicke aufgeben muß; indessen herrscht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was ist das höchste Glück des Menschen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einsehen? Daß wir wirklich Herrin über die Mittel zu unsern Zwecken sind? Und wo sollen, wo können unsere nächsten Zwecke liegen, als innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten, wo fordern wir sie, als da, wo wir aufstehen und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unserigen immer bereit sein soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Geistes regelmäßig wiederkehrenden und dem Tage sowie der Nacht vorzustehen! sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Mühe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von Niemand abhängig, und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, steht er gesichert, das, was er erwirbt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und wenn das Glück gut ist, das dem Staate sein, was seiner Gattin zu Hause so wohl ansteht.

Wilhelm von Humboldt über die Weiblichkeit. Nicht bloß die Willenslosigkeit und der Gehorsam, sondern auch die willigen Neuerungen dieses Gehorsams machen für mich eine der liebsten Seiten edler seelenvoller Weiblichkeit aus, der Weiblichkeit, die eine solche Sicherheit ihrer Würde besitzt, daß sie weiß, daß sie sich durch keine Unterordnung nur das Mindeste vergeben kann.

Ich liebe überall die Arbeitsamkeit, sie ist mir besonders an Frauen sehr schätzenswerth. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß sie erlauben, dabei vielmehr in Erfindungen und Ideen zu leben. Ich leite daher die wirklich feineren und schöneren, oft selbst tiefere Bildung her, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen, meistens vor den Männern voraus haben, welchen sie sonst an Kenntnissen nachsehen. Zum Theil freilich rührt aber eben daher auch die bei Frauen häufigere Schwermuth und Verlegharkeit. Wie die Seele mehr, öfterer, tiefer und abgesehener, in sich gefehert ist, so berührt alles Aeußere sie rauer. Indeß ist das ein leicht zu verschmerzender Nachtheil.

Die Abgeschiedenheit spannt alle Vermögen eines weiblichen, in sich zarten und tiefen Gemüthes höher, säuert die Seele und zieht sie ab von den Kleinlichen, zerstreuten Müßlichkeiten, worin Frauen leichter verfallen, als Männer. Auch gibt eine Frau, welche die Einigkeit liebt, gleich den Begriff, daß sie keine Freude sucht, als die sie aus der Tiefe ihres eigenen Inneren schöpft, und das ist das Haupterforderniß, um einem selbst tiefer und besser fühlenden Mann zu gefallen und ein Bleibendes, unwandelbares Interesse einzuschließen.

Kant über die Erziehung der Frauen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich eine Frau darin weit bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind und können das selbe wol zum Gegenstande einer allgemeinen Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausübt. Eine Frau, die den Kopf voll Griechisch hat, oder über Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben. Denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewenden. Die Schönen werden sich in der Geschichte den Kopf nicht mit Schlachten und in der Erdbeschreibung nicht mit Festungen anfüllen. Denn es schießt sich für sie ebensovienig, daß sie nach Schießpulver, als für die Männer, daß sie nach Bijoux riechen sollten.

Der Inhalt der großen Wissenschaft der Frauen ist vielmehr der Mensch, und unter Menschen der Mann. Ihre Weisheit ist nicht Vernunftstern, sondern Empfinden. Bei der Gelegenheit, die man geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältnis jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesamtes sittliches Gefühl und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch einiges Urtheil über das Betragen, welches sie um sich sehen. Die Beispiele, die man aus andern Zeiten entlehnt, um den Einfluß einzusehen, den das schöne Geschlecht in der Weltgeschichte gehabt hat; die mancherlei Verhältnisse, darin es in andern Zeitaltern oder in fremden Ländern gegen das männliche gestanden; der Charakter beider, sofern er sich hierdurch erläutern läßt, und der veränderliche Geschmack der Vergnügungen machen ihre ganze Geschichte und Geographie aus. Obgleich werden sie von dem Weltgebäude nichts mehr zu kennen nöthig haben, als nöthig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abend ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaßen begriffen haben, daß noch mehr Welten und dazwischen noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seien. Niemals ein kalter und spekulativer Unterricht, jederzeit Empfindung und zwar solche, die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. — Diese Unterweisung ist aber darum so selten, weil sie Talente, Erfahrung und ein Herz voll Gefühl erfordert. Jede andere können die Frauen wohl entbehren, weil sie denn auch ohne diese sich von selbst gemeinlich sehr wohl ausbilden.

Flandereien.

Die Nachwelt sieht den Wimen keine Kränze! Ein herbes, nur allzu wahres Wort! Trotzdem glauben wir nicht, Deutschland habe bereits den Namen seiner größten Tragödin vergessen. Sie hieß Sophie Schröder, und es ist erst wenige Jahre her, daß die gefeierte Schauspielerin im höchsten Greisenalter zu München starb, daß man sie feierlich bestattete und ihr dort ein stolzes Denkmal errichtete. Sophie Schröder genoss zur Zeit, da sie schöpferisch in das deutsche Kunstleben eingriff, da sie als Sappho, als Phädra, als Rebecca, als Lady Macbeth, Königin Isabella u. s. w. tragische Gestalten von unvergleichlicher Großartigkeit und hinreißendster Gewalt schuf, eine außerordentliche Popularität. Von ihren drei bedeutendsten Engagementcentren, von Hamburg, von Wien und von München, aus unternahm sie in den ersten vier Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die verschiedensten Gastspielreisen im Süden und Norden, im Westen und Osten Deutschlands, überall Enthusiasmus erregend, auf den Händen getragen und gefeiert als eine der merkwürdigsten Künstlerinnen, als die größte Tragödin, die vielleicht jemals auf den Brettern erschienen. Wie uns der Mangel einer eingehenden Biographie Sophie Schröder's bedauerndwerth erscheint, so erscheint uns nicht minder beklagenswerth, daß der größte Dichter-Genius des Jahrhunderts, Goethe, die persönliche Bekanntschaft einer zeitgenössischen Künstlerin nicht machte, deren glänzender Ruf ihm nicht unbekannt geblieben sein konnte. Wie aber kam das? Wir glauben einen Grund der auffallenden Thatsache, daß Sophie Schröder niemals in Weimar unter Goethe's Augen auftrat, darin zu finden, daß der wackere Feltzer, nachdem er Sophie Schröder in Berlin, Frankfurt und Wien gesehen hatte, keineswegs von der tragischen Kunst derselben entückt war und seinem berühmten Freunde in Weimar nicht das günstigste Urtheil über sie unter-

breitete. Das ist traurig genug, denn im historischen Verfolg der Bemerkungen Feltzer's über Sophie Schröder tritt es allmählig zu Tage, daß er sich vollständig getäuscht zu haben scheint. Im Jahre 1818 sah Feltzer Sophie Schröder als Sappho in Frankfurt am Main und er schreibt an Goethe: „Wenngleich eine hübsche Frau, so ist sie doch keine geborene Schauspielerin!“ 1819 sah Feltzer die Künstlerin als Merope in Wien. „Ihre Intentionen!“ schreibt er, „sind die besten, aber es gelingt ihr Weniges!“ und später über ihre Königin Elisabeth: „Im Zustand der Ruhe zerrt und in der Leidenschaft poltert sie, und nun bin ich mit ihr auf immer fertig; denn jünger wird sie nicht werden und wachsen wird sie auch nicht mehr.“ 1829 tritt die Schröder in Berlin auf als Fürstin Chawansky (von Raupach), und Feltzer läßt sich also vernehmen: „Die Frau ist eine Summe von Talenten, die sich immerfort untereinander zanken; keins will sich zum andern gesellen.“ Sechs Jahre später wird Sophie Schröder wieder zum Gastspiel in Berlin erwartet, und Feltzer schreibt an Goethe: „Die wird den Kohl fett machen, wenn sie noch so corpulent ist, wie sie war.“ Aber wie äußert er sich, nachdem er sie wieder gesehen? „Sie scheint mir in der Kunst zugenommen zu haben; einige Male hat sie mich so sicher ergriffen und gehalten, daß mich die Dichter der Stücke retten und zu mir selber bringen mußten.“ Nun, lange genug hat es gedauert, ehe der brave Feltzer die Macht der genialen Tragödin empfand. Endlich hat er es doch zugegeben, und es mag darin ihr geniale Schauspielerinnen der Trost liegen, daß ein anfänglich herbes Urtheil geistvoller Männer endlich doch zu richtiger Würdigung und rückhaltloser Anerkennung wahrhaft künstlerischer Schöpfungen sich abblät.

2 Karl Schurz, der in Amerika in höchster Achtung steht und Ehrenämter erworben, wie kein Deutscher vor ihm, hat seine Gattin durch den Tod verloren. Sie war ein Muster edelster, deutscher Weiblichkeit. Eine Tochter des Hamburger Patriciers, H. C. Meyer jun., dessen Firma einen Weltkurs gewonnen, hatte sie ihrem Gatten die Hand gereicht, als er, ein Verbannter, im Begriff stand, die deutsche Muttererde für immer zu verlassen. Muthig theilte sie Noth und Entbehrung mit ihm und hat es nie zu bereuen gehabt; ihres Herzens Neigung gefolgt zu sein. Ihr Eheleben blieb ein selten glückliches. Dies schöne Zueinanderleben zweier Seelen ist nun dahin. Sie hinterläßt zwei erwachsene Töchter, einen Sohn von vier Jahren und einen, der kurz vor ihrem Tode das Licht der Welt erblickte.

Nicht minder muthig stand die jüngst verstorbene Frau Gay-Lussac, Gattin des berühmten französischen Gelehrten, ihrem Manne zur Seite und ward auch des Glückes theilhaftig, ihn zu Ehren und Ruhm emporsteigen zu sehen. Es war im Jahre 1802, als ein armer Student der polytechnischen Schule in ein Pariser Magazin trat, um seinen geringen Vorrath an Wäsche zu ergänsen. Die Verkäuferin bezauberte ihn; bald eilte er ihr wieder zu, um ein Taschentuch zu kaufen, vielleicht für die wenigen Sous, die er zum Mittagbrod besaß. Alsdann machte er die Entdeckung, daß seine Manschetten altmodisch seien; mit dem ersten Ersparniß erstand er neue, natürlich in demselben Magazin, und als er, trotz allen Kopferbrechens, eines Tages kein Geld aufzreiben konnte, um der schönen Verkäuferin sich nähern zu können, da — brachte er ihr sein Herz! Er war damals achtundzwanzig Jahr alt und Mitglied der Akademie — darin bestand sein ganzes Vermögen! Trod dem erhielt er die Hand des schönen, geistreichen Mädchens, und bald wurde die Hochzeit gefeiert — eine Hütte und ein Herz! Doch schon die Fliederwochen brachten Unglück. Durch eine Explosion im Laboratorium verlor Lussac sein Augenlicht — zwölf lange Monate saß sein treues Weib an seinem Lager und pflegte ihn. Endlich genas er. Noch lange Zeit mußte sie ihm vorlesen, sein Secretär sein, und ihre Tugend wurde belohnt. Er stieg von Stufe zu Stufe, sein Name wurde berühmt weit über die Grenzen Frankreichs, und bis sie die Augen geschlossen, blieb sie die geehrte Frau des geehrten Pairs von Frankreich.

7 Zum dritten Male sind die „Meininger“ als willkommenen Gäste in Berlin erschienen; wieder haben sie, neben neuen Dramen lebender Dichter, ältere klassische Stücke vorgeführt, und neuen Anlaß gegeben zur Wiederholung des alten Meinungsstreites, der sich bei ihrem ersten Auftreten erhob. Wir wollen hier von der Besprechung dieser oder jener Aufführung ganz absehen, und nur die allgemeine Principienfrage mit kurzen Strichen berühren. Die Meininger haben — dies wurde allgemein anerkannt — eine ganz neue Wirkung erzielt durch ein combinirtes System, das man „Individualisirung der Masse“ und materielle Darstellung nannte. Das erstere bestand darin, daß auch die unbedeutendste Rolle mit größter Sorgfalt einstudirt ward, und thätig mit eingriff in die Gesamtdarstellung. Hierdurch trat manche Scene, die bisher fast spurlos vorübergegangen war, erst in ihrer wahren Bedeutung hervor, wie z. B. die Verschönerung in Brutus' Garten im Julius Caesar, oder der Volksaufbruch nach der Rede des Antonius. Diese beiden Scenen erzeugten eine wahre grandiose, ungeahnte Wirkung. Man sah zum ersten Male, was „Statistik“ zu leisten vermögen. In der „materiellen Darstellung“ ward die größte historische Treue der Costüme und der Decorationen einhaltet, und jede Naturerscheinung, Regen, Wind, Brand, Dämmerung in vollendeter Weise wiedergegeben, so daß Stücke, welche bisher als veraltete Reife einer entwichenen Theaterperiode betrachtet waren, wie z. B. das Räthchen von Heilbronn, in einem neuen Lichte, als interessante Schilderung deutscher Vorseit erschienen. Wir haben schon angedeutet, daß diese Vorzüge allenthalben Anerkennung fanden, wollen nun aber auch die Einwürfe nicht verschweigen und beleuchten. Es ist behauptet worden, daß bei der großen Wichtigkeit, welche auf die Wirkung der Nebenrollen gelegt wird, die Darsteller der Hauptrollen sich leicht verleitet fühlen, sehr scharf zu markiren, grelle Färbungen anzuwenden, um ihrerseits nicht unbedacht zu bleiben, daß durch die Pracht der Costüme, der Decorationen, der Aufzüge u. s. w. die Aufmerksamkeit des Publicums von der eigentlichen Hauptthat abgelenkt und auf Nebenachtliches geleitet würde, und daß selbst selbst manche Darstellende das Hauptaugenmerk auf die äußerliche Erscheinung und nicht auf ihre künstlerische Aufgabe richten dürften. Das erste Bedenken trifft jetzt mehr oder weniger jede Bühne, auch die, welche den Nebenrollen und dem Decorativen sehr wenig Aufmerksamkeit widmet. Das richtige Zusammenwirken, das Zurücktreten des Einzelnen, gegenüber dem Gesamtgeiste, ist schon lange zur Mythe geworden, das Virtuosenhum ist herrscht zwar die Bühne nicht allein, wie vor zehn Jahren, aber es ist doch noch immer vorherrschend. Daß manche Mitglieder des Meininger Hoftheaters den Anforderungen höherer klassischer Rollen nicht genügen, wird wol kein Verständiger leugnen, sowie auch kein Williger verlangen wird, daß ein kleines Hoftheater dieselben Kräfte besitze, wie ein großes, das über zehnfache Mittel gebietet. Und daß manchmal auch nicht ganz hervorragende Leistungen fremdliche Aufnahme gefunden haben, ist eben auch dahin zu erklären, daß die Gunst des Publicums, die sich den wahrhaft verdienten Gesamtleistungen zugewendet hat, ihre Strahlen ziemlich weit fallen läßt. — Eine andere Frage ist die, ob die prächtige Ausstattung nicht der Empfanglichkeit für die inneren Schönheiten eines Dramas Eintrag thut, ob überhaupt das Publicum nicht gewohnt wird, die Ausstattung in die erste Reihe zu stellen. Wir fürchten das nicht. Wenn die Meininger hier und da die mangelhaftesten Kräfte der Darstellung durch Ausstattung erzeugen, so wird es nunmehr die Aufgabe der großen Theater, die Kräfte, die sie besitzen, durch eine würdige Ausstattung — die bisher fehlte — zu unterstützen, um dem Publicum zu beweisen, daß die Schönheiten des klassischen Drama in erster Reihe stehen. Die reinen Ausstattungsstücke haben ihr Theater und ihr Publicum und bieten den Meininger keine ausschließlichen Hebel ihrer Erfolge. Diese müssen doch in einem höheren Streben gesucht werden. Fehler gibt es überall; Ueberschätzung fehlt nirgends, wo dem Publicum Neues, Ueberraschendes und Gefälliges geboten wird. Das ruhige Urtheil übersteht nicht die Fehler, und läßt sich von Ueberschätzung nicht blenden, wird aber den Meininger zugestehen, daß sie im Ganzen und Großen der Schauspielkunst gute Anregungen zugebracht haben.

Unsere Illustrationen.

(Gegenüber.)

Eine Ausfahrt in die offene See, wie sie Th. Weber's meisterhaft behandeltes Bild des Ostender Hafens vorführt, ist immer ein Wagniß, denn wie sicher auch der kundige Schiffer sein Element zu kennen und zu beherr-

schen vermeint — er darf der tödlichen Fluth nicht trauen. Was bei klarem und günstigem Himmel unternommen, endet oft mit Sturm und Untergang. Darum das rege und niemals sich erschöpfende Interesse bei jedem neuen Hinaussteuern in das weit glänzende Meer, sei es zur Reife nach transatlantischen Ländern, oder auch nur, um das Neß zum Fischfang auszuwerfen. Gegen den Andrang der brandenden Wogen kämpft, zieht aus das kleine Fischerboot auf unserem Bilde zu erhoffter Beute aus, indeß ein paar Ruderer in schwanfendem Kahn es von der anderen Seite her noch zu erreichen trachten, um die Fahrt mitzumachen. Das vom Winde gebläute Segel trägt den Namen des Strandortes als Wahrzeichen seiner Zugehörigkeit. Die feinstwärts getriebenen Rauchwolken und die flatternden Gewänder der nachschauenden Fischerfrauen deuten an, daß eine harte „Brise“ geht, und die heranziehenden Sturmvögel künden ein nahebes Unwetter. Wie ungewiß das Loos des Fischers ist, weiß dieser selbst, dennoch treibt es ihn hinaus, auf unsicherer Bahn zu erbostem reichem Frange. —

Ein Bild plastischer Ruhe und Sammlung gewährt dagegen die um den Mittagstisch vereinte norwegische Familie, ihr Gebet vor dem Gemüthe des Mahles verrichtend. Frommer Ernst ruht in den Gesichtern, als ob ein Schatten vermuthigster Erinnerung an den Abend vorüberziehe, vielleicht weil ein sonst bester Platz in ihrer Mitte heute leer geblieben. Die bunte Kasse, an den Kopf des Mädchens sich schmiegend, die Fischer- und Hausgeräthschaften, die große Wanduhr und der den Sonntagstaat und den Linnenvorrath unter Verhüll haltenbe Schrein schmücken und beleben das vor allen äußeren Störmen geschützte trauliche Heim. Dort kämpfen und Wagen, hier stillen Behagen.

Blüthenstaub.

Von Georg Freiherr von Döherrn.

Frühling war's — der Morgenschein
Ziel durch's junge Laub.
Von der Birke weht' herab
Goldner Blüthenstaub.
Durch den Garten gingen wir,
Waren uns bewußt:
Daß die Gegenwart vergeht
Und die Verzeßlust.

Herbst ist's nun und Winter bald
Und ich geh' allein.
Kalt durch falbe Blätter fällt
Gelber Sonnenschein.
Doch am Baum Vergangenheit
Grünet noch das Laub,
Und Erinnerung weht herab
Goldnen Blüthenstaub.

Die Mode.

Es war im Jahre 1796, als man in Paris zum ersten Mal die Gemälde-Ausstellung, den Salon, eröffnete, und — wie uns das Hundert alter Tagebücher und Aufzeichnungen berichten — der Pariser über der modernen Toilette der schönen Taktien, die sich dort in Scene setzte, alle Kunstwerke der Welt vergaß. Ein solches Tagebuch überliefert uns ihre damalige Erscheinung in folgender Weise:

Das Costüm der reisenden Cabarets-Taktien war in der That sehr einfach — eine weiße Mouffelinetdraperie den vollkommensten Formen angeformt, die blauschwarze Saartour nur halb aufgedrückt, und ein Schal von jener unvergleichlichen Mode-Farbe Creme oder Rahmgebe. Es war eben eine Mifertollette, die kaum minder als die schöne Trägerin selbst die Bewunderung und den Reiz der Frauen erregte.

Es hat den Anschein, als wenn die wunderlichen Gesetze, welche die Saison 1876 uns vorschreibt, fast unverändert auf die Modenjournalen des Jahres 1796 zurückzuführen, und die Befolgung dieser Gesetze, die uns etwa vor einem Jahrzehnt noch ganz ungläublich erschienen, im Augenblick nichts zu wünschen übrig ließe. Wie es damals die unerbittliche und launenhafte Gattin gebot, sind auch heute die Unterleider auf ein Minimum beschränkt und dürfen nur aus den leichtesten und anscheinendsten Stoffen bestehen — das Oberkleid von dem Stoffe der Saison darf nur wenige Falten werfen und muß sich in möglicher Knappheit den Formen anlegen — item, wir haben, wie damals, den Cultus der Körperform.

Die Form Princesse beherrscht noch immer den Geschmack. Wir finden die Princesserobe als schlichte Reifertollette in jedem Coupé, — die eleganten Salons der Modebäder erkennen sie unbestritten an. Sie ist Hauskleid und Promenadencostüm, — wir haben Regatta à la princesse. Am häufigsten tritt die Toilette in ihrem ganz flachen Genre auf. Sie ist hier der Amazonenform sehr ähnlich, nur daß der Rand in Spitzen oder Grecque-Linien ausgeschnitten und mit einer dicken Schur besetzt wird — wie das im Jahre 1867 zuletzt Mode war — und dieser Rand decorativ über einen wenig garnirten Rock oder einen untergesetzten Bolant in Blüthesalten fällt. Die hohe Taille zeigt herzförmigen Ausschnitt und hat einen kleinen, zurückgeschlagenen Kragen, welchen eine Bandschleife schließt. Die ganze Vorderbahn wird geknöpfet oder ist nur mit Knöpfen garnirt; links eine kleine Tasche, rechts eine große, zuweilen recht unzierliche Bandschleife, eine eben solche auf den dem Rock entsprechend ausgesackten Aermeln — und wir hätten die erste Form, in welcher wir der Princesserobe begegnen.

Das zweite Genre vertritt die etwas eleganteren Stufe. Adressirte sich jenes vorzugsweise an die einfacheren Saison-Stoffe des Keinen und der Percalle, des leichten Pöpphr und Alpaca, so zieht dies zweite Genre promenaden- und salonfähige Seidenstoffe wie jene Fluth von eleganten Bantafgeweben in Rechnung, die sich so viel Sympathien erworben und von denen, fortgesetzt, noch immer wieder neue aufstauen. Die Garnitur entspricht sowohl in der Wahl des Materials als der Art des Arrangements der Schwere des Stoffes. Wir sahen ein frisches Violett in leichter Seide und ein helles Silbergrün in damasce in auffallend einfacher und dabei geschmackvoller Weise garnirt. Bei Weiden trug der Vorkertheil das graziose Arrangement einer mit Franzen besetzten Charge, die, an der Seite zu einem vollen Knoten geschürzt, zwischen den Schlepplalten des Rockes durchgehungen war. Die Taille war unter dem loie arrangirten Hüft vieredig ausgeschnitten; der halblange Aermel ließ einen in Spitzen endenden Kalkpuff sehen. Es war eine blonde, roßige Frauenerscheinung, welche die violette Toilette trug, und sie sah aus wie Prinzessin Welschen im Märchen.

Auch das Carreau tritt wieder in alte Rechte. Carrierte Gewebe von lebhaften Farben werden die Garnitur der Toiletten an der See vorzugsweise dominiren. Das Reifecostüm hat über die einfache Princesserobe in Staubgrau oder Rauchblau einen leichten, langen Mantel acceptirt, der denselben Farbenton, wie ihn das Costüm glatt oder einfach bringt, groß carrirt aufweist und so lang herabreicht, daß nur der Bolant des Rockes zu sehen ist. Er ist an der Seite von zwei Reihen großer Knöpfe geschlossen und mit einem Capuchon ausgestattet, der bis zur Taille reicht. Ob dieser Reifemantel die Saison überdauern wird, dürfte indessen noch fraglich erscheinen. Vorläufig auf dem Geleg langer, ziemlich enger Aermel und eines zuweilen recht unquemen, warmen Beschlusses fuhend, wird er wol schon immer eine gewisse Temperatur für sich haben, jedenfalls aber noch einen leichteren, bequemeren Reifeumhang neben sich haben müssen. Sie und da fängt man auch bereits mit Modificationen bescheiden an. Der wenig graziose Capuchon verschwindet, und an seine Stelle treten gefällige Verschönerungen; die Aermel werden weiter und nicht selten bemerkt man bereits die Concession offener Aufschläge statt des strengen Schlußes.

Was übrigens die Umhänge anlangt, so bleiben die Paletots am Ruder — in richtiger Anerkennung dessen, daß die Fichus und Gaceses ein ausschließliches Privilegium ganz bestimmter Figuren sind. Nur die Bierlichkeit, nur die Jugend sollte sich ihrer bemächtigen, denn nur diese können einer Form, die für Anmuth und Frische der Erscheinung berechnet ist, die entsprechende Wirkung sichern. Zudem hat man die Paletots in so reicher Abwechslung, in so auf jede Figur eingehenden Varianten, daß jedem Geschmack und jedem Anprich darin Genüge gethan werden kann und die Ausfühung einer ganz persönlichen Idee in jeder Faser läuft, unmodern zu erscheinen, daß sie in den Augen der Mode vielmehr noch einen neuen Gesichtspunkt schafft.

Apröps, ein neuer Gesichtspunkt der Mode! Dabei fällt uns das Reifeder ein, jenes weiche, schmiegame Gewas, dessen Vorstellung für uns unwillkürlich an weiße kleine Frauenhände gebunden ist, die den dänischen Handschuh über die schmalen Finger streifen. Es beginnt mehr und mehr in den Vordergrund der Toilette zu treten und eine decorative Bedeutung zu gewinnen, die möglicherweise Anlang finden dürfte. Vor einigen Wochen begann ein phantastischer Tailleur aus Rehleber geschchnittene Arabesken und Gurlanden als Garnitur von Seiden-Toiletten

zu verwenden — heute macht man bereits ganze Taillen, häufig wenigstens die Aermel bestimmter Costüme davon. Der dazu gehörige Rock ist ausnahmslos von dunklem Sammet; die Composition wird indessen nur von Damen gewählt, die ein Vergnügen daran finden, Aufsehen zu erregen.

Was beabsichtigen die großen goldenen und silbernen Quasten und Troddeln, mit denen man beginnt, die Charpes zu schließen und die Aermel zu garniren, die funkelnden Schnüre, die sich hier und da von einer Achsel auf die andere ziehen, die in Silber und Gold durchwirkten schwarzen Stoffe, denen wir, allerdings nur in der Equipage oder im Salon, begegnen? Ungenügend mit dem funkelnden Lichte der Kronleuchter, das ihr Reich bezeichnete, machen diese Toiletten urplötzlich den Anspruch aus, das Sonnenlicht. Es wird nicht lange dauern, dann kennt sie die Promenade ebenso wie der Salon, dem sie bisher so ausschließlich angehört. Indessen weiß auch dieses Genre ganz allerliebste Nothen auf. Da war, beispielsweise, schwarze Gaze mit Gold durchwirrt und schwarz und goldener Franze garnirt, darunter schwarze Falte — ein Costüm comme il faut. Nur sollte man sich, speciell hierin, vor Uebertreibung hüten. Nur das äußerste Maß kann dieser Decorations-Richtung den Rang sichern, den sie erstrebt, so wenig wie an dieses Maß glauben können.

In der Decoration der Toilette dominirt vorzugsweise die Siderie. Häufig finden die Damen selbst den Stoff und dann zwar eine mehr oder minder breite Bordüre für die Pelonasse, die Aermel und die Tasche. Letztere ist durch eine große Bandelschleife auf dem Rock befestigt, und zwar hat diese — bei einem Costüm in zwei Nuancen — die Farbe der Aermel und des Rockes, die Tasche die Nuance des Ueberwurfs. In Uebriem wird der Ueberwurf bereits häufig durch die großen Charpes, die mit Franzen besetzt und mit reicher Siderie garnirt sind, ersetzt — Crêpe-de-Chine, Tuffor und Foulard sind die besonders bevorzugten Stoffe dieses eleganten Lieblings der Saison, der mit so viel Unbefangenheit über die Tunita wegschreitet, wo es ihm paßt. Vielleicht ist es die Charpe, welche der Tunita den Feldzug ankündigt, der, über kurz oder lang, gegen sie unternommen wird — wegen sich doch schon jetzt verschiedenartige Modelle hervor, welche sie übergehen und dabei auf keinen ausgeprochenen Widerspruch stoßen.

Kommen diese neuen Modelle zur Geltung — und diese Saison wird wol darüber entscheiden — dann wird auch die Taille eine revolutionäre Bewegung durchmachen. Sie stellen die Anforderung, daß die Breite der Schultern derjenigen der Taille gleichkomme, etwas, was nur durch Verlängerung der Aermel erzielt werden kann. Diefelben fangen in Waischen bereits auf der Mitte der Schulter an und vermindern dadurch die Schulter- und Brustbreite. Aber Schönheit will Zwang haben, auch wenn sie noch so zweifelhafte ist. Wir werden, kommt diese Idee zur Geltung, in Zukunft unsere Arme nicht heben dürfen, um den Waisch der Aermel nicht zu zerdrücken — und nie wieder dürfen wir es uns einfallen lassen, unsere Toilette oder unsere Frisur zu corrigiren, wie in früheren, harmlosen Tagen.

Hüte trägt man in sehr verschiedenen Formen; der braune Troler von grobem Strohgewebe mit einem kleinen Stutzen oder nur einer Charpe in der Farbe des Costüms ist indessen dominirend, wenigstens für die Reife und den gewöhnlichen Gebrauch. Er erfordert allerdings ein jugendliches Gesichtchen, obgleich er sich auch älteren Damen hin und wieder recht leidlich erweist. Auch das schwarze Barett, das man über und über mit Federn bedeckt, wird vielfach getragen. Die kleinen Hahnenfedern werden ebenfalls in der Farbe des Costüms gewählt. Die Garnitur der anderen Formen besteht zumeist in Arrangements feiner Gräser, Weinranken und duftigen Phantasiegewinnen.

Veronika von G.

Näthjel.

Von A. Lowick.

Aus den folgenden Wörtern lassen sich durch Umstellung der Buchstaben leicht andere Wörter bilden:

1. Aus den Wörtern „drei“ und „el“ der Name eines bekannten Tieres.
2. Aus dem Worte „Entel“ der Name einer Blume.
3. Aus den Wörtern „See“ und „Mad“ der Name einer Blume.
4. Aus dem Namen der beiden Flüsse „Oder“ und „Sena“ der Name einer bekannten Topfpflanze.
5. Die Wörter „Buche“ und „Ar“ geben den Namen eines bekannten Schriftstellers.
6. Das Wort „Grille“ und der Name der englischen Insel „Man“ geben den Namen einer bedeutenden Sängerin.
7. „Aber ein Mann“ gibt den Namen einer in ganz Deutschland bekannten und beliebten Schauspielerin.
8. Das Wort „Traum“ gibt den Namen eines in der Geschichte Napoleon's I. oft genannten Mannes, der, obgleich er der Sohn eines einfachen Gastwirths war, einen Königsron bestieg.

Auflösung der vierstibigen Charade Seite 196.

„Trauermantel“.

Correspondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. Abonnentin in Zürich. Breslauer & Rosenstein, Berlin, Commandantenstr. 89, ist als Bezugsquelle für Schleier zu empfehlen. — W. G. G. Das Buppen-Magazin von G. Hoff, Wwe., Berlin, Friedrichstr. 200, hält alle Buppen-Artikel vorräthig. — N. von N. In der Moden-Abtheilung von G. Klemm, Dresden, Nordstraße, können Sie einen derartigen Curfus der Zuschneidelehre absolviren. — A. M. Alte getragene Glacéhandschuhe erbitten die Damen Fr. Venediger und Fr. Anna von Seydlitz zum Besten des Waisenhauses in Bergen auf Rugen. Adresse: Bergen auf Rugen. — Langjährige Abonnentin in C. Die Abb. Nr. 79 und 80 auf Seite 374, Jahrg. 1875, sowie die Abb. Nr. 35 und 36 auf Seite 104 d. Jahrg. brachten Sammet-Paletots zur Ansicht, welche Ihren Wünschen entsprechen dürften. — G. Hellgrin in Wabbe. Wessen, d. h. Jaden ohne Aermel, gelten noch immer als gleichberechtigte Umhüllung für jugendliche Gestalten. Das Tragen derselben im Zimmer hängt von keinem besonderen Gesetz, sondern von der darunter befindlichen Toilette und von dem Belieben der Trägerin ab. — A. Z. in Aufschuf und L. G. in Augsburg. In Betreff der Monogramme wenden Sie sich gefälligst an C. W. Heyl, Berlin, Köpstr. 1. — W. H. in Steierdorf im Banat. Das betreffende Verbot können wir Ihnen bestens empfehlen. Sie erhalten es in jeder Buchhandlung, ebenso in Dresden, Nordstr. 32, beim Verleger. — Freue Abonnentin in B. Im Letzte-Verein, Berlin, Königsgraben 90, wird Unterricht im Zuschneiden von Damen-Confection erteilt. — M. F. Demmin. Regen- oder Staubmäntel sind bereits auf Seite 89, Abb. Nr. 31 und 32, sowie auf Seite 108 d. J., Abb. Nr. 69 und 70, erschienen. — In Betreff der eingekleideten Stoffprobe rathen wir Ihnen, ähnlichen Stoff zuzufahren und mit dem vorhandenen färben zu lassen. — Josephine Br., H. bei A. Die gewünschte Haarfrisur finden Sie auf Seite 73 d. Jahrg., Abb. Nr. 43 und 44. — Jede Gattart dieses Genres ist modern. — C. K. in Wilschhofen. Die Spitzen-Charpes erhalten Sie bei Veltow, Berlin, Jägerstr. 28. — W. v. R. Solbin. Ihren Wunsch können wir bei den mannichfaltigen Interessen unserer Abonnenten nicht berücksichtigen, da die erwählte Arbeit durch modernere verdrängt worden ist, welche den verfügbaren Raum beansprucht. — A. M. Z. in G. Schweiz. Das sammetartige Aussehen erreicht man bei der Nüchtern-Siderie nur durch wiederholtes sorgfältiges Beschnitten der Wollenschnitten mittelst einer Schere.

Kosmetik und Gesundheitspflege. Melanie. — Bella in W. Die Verschiedenartigkeit der Wirkung von Glycerin als Mittel gegen rauhe und ausgeprungete Haut läßt sich auf verschiedene Ursachen zurückführen. Unter allen Umständen muß ein unreines, gelblich erscheinendes und bei starkem Verreiben zwischen den Handflächen unangenehm (ähnlich wie ranzige Butter) riechendes Glycerin von der Verwendung als Kosmetikum ausgeschlossen werden. Ein solches Glycerin wird stets ein Brennen auf der Haut hervorbringen. Dasselbe unerwünschte Gefühl kann jedoch auch ein chemisch reines, völlig farbloses Glycerin erzeugen, sobald es zu concentrirt verwendet wird. Es findet hier genau dasselbe statt, wie beim Alkohol, dem das Glycerin, chemisch betrachtet, in seiner Zusammenlegung ähnlich ist. Starke Alkohol wie starkes Glycerin entziehen der Haut Wasser und bringen dadurch ein wärmehaltiges, brennendes Gefühl hervor. Für kosmetische Zwecke müssen daher beide mit Wasser verdünnt werden; der Kornbranntwein ist ein dünner Alkohol, jeder starke Alkohol, gleichviel er aus Korn-, Gerste- oder Getreide-gebrannt wird, gibt mit Wasser verdünnt eine dem Kornbranntwein gleichartige Mischung. Je nach der Stärke des Alkohols nimmt man dabei mehr oder weniger Wasser, je zwar, daß die Mischung auf die Gesichtshaut gebracht ein wohlthuendes Gefühl der Wärme erzeugt. All-

abendliche Abreibungen von Gesicht, Nacken und Brust mit solchem verdünnten Alkohol sind ein sehr einfaches und vortreffliches Schönheitsmittel, dessen beständiger Gebrauch nur nützen, nicht schaden kann und jedenfalls um das Hundertfache billiger und besser ist, als die noch so angepriesenen Schönheitsmittel. Bei letzteren geht man selten fehl, wenn man annimmt, daß je größere Tugenden der Verkäufer denselben zuschreibt, umsoweniger dahinter ist. Endlich ist, was die Wirkung des Glycerins auf die Haut anbetrifft, zu bemerken, daß bei der großen Verschiedenartigkeit der Haut des Einzelnen, auch das Glycerin verschiedene Wirkung äußert; selbst wenn es rein und gehörig verdünnt war, vermögen es einzelne „zartbehütete“ Personen nicht zu vertragen, und müssen zu dem altbewährten fetigen Mittel, dem Cold-Cream ihre Zuflucht nehmen. Bei diesem ist indessen zu bemerken, daß auch er seine kosmetische Wirkung verfehlen kann, sobald er nämlich, was leicht geschieht, ranzig geworden ist. Coldcream hat sich (als Unquantum leniens) seit ein paar Jahren auf einen Platz in der deutschen Pharmakopöe erhoben, und zwar schreibt diese zu seiner Bereitung vor, 4 Theile weisses Wachs, 5 Theile Ballrath und 32 Theile Mandelöl im Wasserbade zu schmelzen und beim Erkalten allmählig unter fleißigem Umrühren 16 Theile Rosenöl zuzusetzen. Je 50 Gramm des Coldcreams mischt man mit 1 Tropfen Rosenöl. Das weisse Wachs ist stets ranzig, und überträgt diese unangenehme Eigenschaft auf die anderen Fettstoffe, weshalb ein solcher Coldcream gewöhnlich schon nach zehn Tagen schlecht zu werden beginnt. Haltbarer wird er, wenn man demselben bei der Bereitung auf je 50 Gramm etwa eine Messerspitze voll Borax (der in dem Rosenwasser aufgelöst wird) zusetzt, oder, wenn man den Coldcream nach jedesmaligem Gebrauch mit einer Schicht Aether oder verdünntem Spiritus (schon ein fünfzehntelprocentiger Spiritus genügt) bedeckt. Ein mit gelbem Bienenwachs bereiteter Coldcream würde viel haltbarer sein, der andere hat den Vorzug, schon weiß auszusehen, wenn dies ein Vorzug ist. Die Coldcreams der Parfümhändler, als Veilchen-, Mandel-, Kampher-Coldcream etc. unterscheiden sich nur durch ein anderes Parfüm, oft freilich auch zum Nachtheil des officinellen Cremes dadurch, daß die Parfümeure zu demselben in der Hauptsache Cocosöl, ein sehr leicht ranzig werdendes Fett verwenden. Man geht daher am sichersten, wenn man den Coldcream sich selbst bereitet, oder ihn frisch in der Apotheke herstellen läßt. — G. v. L. in P. Guttapercha-Beinen, Verbanthofe etc. fabricirt die Verbanthof-Fabrik von Max Arnold in Chemnitz. — Waladin in Bufarest. Die Salicylsäure ist in ihrer Verbindung mit Seife äußerlich völlig unwirksam. — Junge Frau. Halten Sie die Augenlider, in denen Sie Ihre Verengtheit und unmotivirte Todesfurcht selbst als krankhaft und übertrieben bezeichnen, fest. Sie werden bald Ihren Willen stärken lernen und die Herzsache über Ihr Gemüth wiedererlangen. — C. Br. Wir kennen kein Mittel zur Entfernung von Narben. — Fremdin des Bazar in Kuffstein. Ihre Frage betreffend Mieser etc. ist auf Seite 116, Chiffre Christine v. A. beantwortet worden. — Z. G. in A. Es ist besser, eine nochmalige Plombirung der Zähne vornehmen, als sie ausziehen zu lassen. — Ein Mittel zum Kräuseln der Haare ist auf Seite 99, Chiffre Astele K. in P. angegeben. — Adele in Z. — Marie W. — C. H. Ueber Mittel gegen geröthete Nasen sind auf Seite 84, Jahrg. 1874, Chiffre Fr. M. W. in D. Mittheilungen verzeichnet. — K. in D. Der sogenannte mexicanische Haar-erneuerer von Gallup in London enthält Bleizucker, ist also schädlich; ebenso ist die Haarfarbe-Kraft-Pomade von Hiltich und Nütz in Wien bleihaltig. Im Allgemeinen sind die bleihaltigen Pomaden gefährlicher, als bleifreie Flüssigkeiten; aus ersteren wird das Blei leichter von der Haut aufgenommen. — M. Z. in D. Die eingekleidete Poudreprobe enthält keine den Teint oder die Gesundheit schädigenden Stoffe; ihr Hauptbestandtheil war Zinkweiß. Wir wiederholen unsere Bitte, künftig dergleichen Proben mit Angabe ihres Namens, Preises und Bezugsquelle zu versehen, damit die chemische Untersuchung für einen größeren Bekanntheit nutzbar werde. — S. Z. in K. Die Bereitung von Eau de Javelle ist unter Chiffre D. J. auf S. 135, Jahrg. 1875, verzeichnet. — A. K. Bromberg. Daß doppeltkohlensaures Natron bei manchen Magenkrankheiten, insbesondere zur Abstumpfung übermäßiger Säureabsonderung des Magens sich wirksam erweist, ist ebenso bekannt, als es sicher ist, daß dieses Mittel bei unregelmäßiger Gelegenheit und im Uebermaß angewendet, sehr schädlich werden und die Verdauung vollständig hemmen kann. Durch den Gebrauch des Bullrich'schen Salzes haben sich mehr Leute den Magen ruiniert, als curirt. Die Magenverdauung kann normal nur von Statten gehen, wenn der Magen eine gewisse Menge von Säure neben dem eigentlichen Verdauungsmittel, dem Pepsin, absondert, d. h. nur in sauren Flüssigkeiten vermag das Pepsin die Speisen im Magen löslich zu machen. Sobald der Magen zu viel Säure ab, so wird das Pepsin unwirksam, in diesem Falle, der das „Sodbrennen“ kennzeichnet, ist ein mäßiger Gebrauch von doppeltkohlensaurem Natron hilfreich; stumpft man aber die Magensäure mehr als nöthig ab, so ist das Pepsin ebenso unwirksam geworden. Daher soll das doppeltkohlensaure Natron nur unter den angegebenen Bedingungen und nicht zum täglichen Gebrauch genommen werden. Viel wirksamer und in keinem Falle schädlich ist der Gebrauch von Pepsinlösungen bei Magenverengungen und schlechter Verdauung, wie dies sehr ausführlich auf Seite 184 des Bazar, Jahrg. 1873, dargelegt worden ist. Pepsin-Präparate in trockner Form als Pillen, Tabletten etc. sind nicht zu empfehlen, da das in ihnen enthaltene Pepsin bald unwirksam wird; ein haltbares, wolkstschmeckendes Pepsin-Präparat ist Professor Dr. D. Sieberich's Pepsin-Genoss, bereitet in der Grünen Apotheke zu Berlin, Chausseest. 21 (in Flaschen zu 1,5 und 2 Mark) und in fast allen größeren Apotheken, also wol auch in einer solchen Bromberg's zu haben. — Harende. Weibchen Sie bei dem Gebrauch der Thymolseife, die auf keinen Fall irgend eine dem Teint feindliche Wirkung und auch nicht bei längerem Gebrauch äußern wird. — A. W. in Hamburg. Allen's Hair-Reflector ist schädlich, weil bleihaltig. — Ottillie B. in W. Es gibt leider keine den Haarwuchs vermehrenden Mittel. — M. Z. in G. Ein Carton mit Filothron kostet bei E. Karig, Berlin, Hausvogtelplatz 9, drei Mark. — B. G. in Wien. Das Pariser Mittel gegen Sommerprossen etc., Lat antépholique von Canbes u. Co. gehört zu den gefährlichen Compositionen, da es sowohl Quecksilber-sublimat als auch ein Bleisalz enthält. Der Verkauf dieses Mittels ist in Oesterreich verboten; noch vor nicht langer Zeit wurde Seitens des Wiener Stadtphysicats bei Parfümhändlern Wiens dies Mittel confiscirt. Das Londoner Mittel gegen Sommerprossen, Gowland's Lotion genannt, kann ebenfalls in der Hand des Laien gefährlich werden; es besteht aus einer Mandelöl-, vermischt mit Quecksilber-sublimat, Salmiak, Kirschloberwasser und Alkohol. Die Vorschrift zu einem unschädlichen Mittel gegen Sommerprossen wurde unter Chiffre Bella in W., Seite 99 des Bazar, Jahrg. 1876, gegeben. — N. W. in Breslau. Auch der längere Gebrauch der Thymolseife als cosmetisches Mittel ist völlig unschädlich. Sie erhalten dieselbe in Breslau in Reichel's Apotheke. — K. in A. — A. B. in C. Lohse's Eau de Lys besteht nach Schäbler's Untersuchung aus Zinkoxyd, präpar. Talkstein, Glycerin und Rosenwasser; es ist unschädlich für die Haut. — Untrügliche Kosmetika gibt es nicht. — Abonnentin in Cottbus. Angenommen, wir beantworteten ärztliche Fragen, so werden Sie doch zugeben müssen, daß im vorliegenden Falle der Arzt, der den Patienten behandelte, Ihre Fragen entschieden richtiger zu beantworten verfehlen muß als wir. — H. v. F. in Kaschan. — Verbläute in P. Hall's vegetabile Sicilian Hair-Renover ist schädlich; es enthält ein Bleisalz. — Arindrom ist unschädlich, und wird auch zum Blondfärben dargestellt. Bezugsquelle im Ingerantenheil des Bazar. — Abonnentin in D. 1. Ein augenblicklich wirksames Mundwasser ist eine Lösung von essigsaurem Thonerde (Schreiber's Mundwasser); auch übermanganäures Kali wirkt vorzüglich, nur ist der Geschmack derselben für Manche absolut widerwärtig; an den Geschmack der Thonerdelösung vermag man sich leichter zu gewöhnen. 2. Das kommt auf Individualität an; fragen Sie Ihren Arzt. — A. W. in G. Das Schlafmittel kann niemals groß und lustig genug sein; enge und zu stark besetzte Schlafzimmer sind, besonders wenn nicht ausreichend für Lüftungenergung georgt wird, die Ursache oder die Vorbereitungsanhalte für viele Krankheiten, Erwachsener sowohl wie Kinder. Nach Professor Pettenkofer atmet der Mensch von der in vierundzwanzig Stunden verbrauchten Luftmenge bei Tage 31 Procent Sauerstoff ein und 69 Procent Kohlenensäure aus, bei Nacht 69 Procent Sauerstoff ein und 31 Procent Kohlenensäure aus. Daraus ergibt sich, daß man bei Nacht durch das Athmen einen Vorrath von Sauerstoff (Lebensluft) in sich aufnimmt, den man erst am folgenden Tage bei der Arbeit verbraucht, und daß man Nachts einer an Sauerstoff reicheren Luft bedarf als bei Tage. — N. in W. Die zu den Schwefelbädern verwendete sogenannte Schwefelbader wird durch Zusammenmischen von Schwefel mit Botta'sche hergestellt. In einem sogenannten Schwefelbade gebraucht man gewöhnlich 30 bis 120 Gramm Schwefelbader, je nach Größe der Wanne und Menge des Wassers; man löst gewöhnlich 60 bis 90 Gramme Schwefelbader im Badenwasser auf und gibt dann 60 Gramme verdünntes Schwefelwasser hinzu, wobei sich bald ein Geruch nach faulen Eiern (Schwefelwasserstoff) zeigt. Die Verordnung der Schwefelbäder ist Sache des Arztes. — Emma G. — W. N. in B. — L. v. W. Herr C. Hinge in Düsseldorf war so freundlich uns folgendes Mittel gegen Leberlede und kleine Muttermaler bekannt zu geben, welches sich dem Einiender in vielen Fällen bewährt hat und gegen dessen Anwendung sich principiell nichts einwenden läßt. Man bestreicht den Leberlede täglich einmal mit Cantharidenöl (Oleum cantharidum der Apotheker, durch Ausziehen der spanischen Fliegen mit fettem Del erhalten) und zwar so lange, bis die Hautstelle wund wird; man hört dann mit der Anwendung des Deles auf, bis die Stelle wiederum geheilt ist und beginnt dann aufs Neue mit den Einreibungen des Cantharidenöles. Man fährt damit fort bis der Leberlede verschwunden ist, worauf statt seiner eine feine natürlich geröthete Hautstelle sich zeigt. Selbstverständlich muß man sich beim Einreiben des Deles in Acht nehmen und die Grenzen des Leberledes, d. h. die gesunde Haut, nicht auch damit in Berührung bringen. — A. J. N. v. in D. Die Adresse „Dr. med. Vincenz in Berlin“ genügt. Honorar 6 bis 10 Mark, je nach dem Umfang der Consultation. — Bazarfreund in De.... Ihre erste Frage müssen Sie

einem Arzte vorlegen, die obige Frage ist so allgemein, daß sie sich einer Beantwortung entzieht. — Elsa in B. Tägliches Betupfen der Wangen mit Söllentein. — Kurzstichtige ist zu rathen, beim Lesen die Brille nicht zu gebrauchen, oder doch nur eine ganz schwache Brillennummer hierbei zu verwenden, so daß der Oberkörper nicht zu sehr über das Papier gebeugt werde. — M. Z. Pfefferminzspiritus ist, dem Mundwasser zugefügt, nicht nur unschädlich, sondern auch sehr zuträglich und angenehm, daher das Pfefferminzöl auch in sehr vielen Zahnmitteln enthalten.

Haushalt und Küche. A. K. Bromberg. Für das Austrocknen feuchter Zimmerwände ist unter allen Umständen beständige Ventilation die Hauptfache, wenn möglich ist durch einen Bauwerkständigen die Ursache des Feuchtwerdens festzustellen, um durch Luftkanäle etc. Abhilfe zu schaffen. Wenn im Dachzimmer die Wände trocken sind, können sie durch folgenden Anstrich vor weiterem Verschimmeln bewahrt werden: 1/2 Pfund harte Seife wird in 10 Pfund Wasser gelöst und mit dem kochenden Seifenwasser die Wand bestrichen, doch so, daß kein Seifenchaum auf der Oberfläche der Mauer bleibt (zur ist ein Spirituszusatz, der den Schaum verringert und die Seifenlösung tiefer eindringen läßt). Diesen Anstrich läßt man 24 Stunden lang trocknen. Dann bestreicht man die vollkommen trocken gewordene Wand mit einer Auflösung von 1/2 Pfund Alaun in etwa 30 Pfund Wasser. Es entsteht dabei fettsaure Thonerde, die für Wasser undurchdringlich ist, ohne die Porosität der Wand wesentlich zu verringern. — Nothzartgewebe wird, so viel wir wissen, mit Keimwasser wieder aufgesteift. — J. J. in W. Als Bezugsquelle für guten Versenitalk (für Zimmergefäße) wird uns noch die Firma B. Goußen in Schwelm genannt. — A. W. in G. Zur Vermeidung des Ueberlaufens beim Einfüllen von Flüssigkeiten in undurchsichtige Behälter, z. B. des Spiritus in Berzeliuslampen, von Säften in dunkle Vorrathsfässchen etc. sind die sogenannten Ventiltrichter sehr geeignet. Wenn das Gefäß gefüllt ist, schließt ein Ventil selbstthätig den Trichter. Solche Trichter, aus Messing gearbeitet, sind vorräthig im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12; dieselben kosten, je nach der Größe, 1,5 bis 2,25 und 3,5 Mark. — C. P. Ein bequemeres Mittel zum Aufputzen von alten Möbeln ist die Möbelglanzur genannte Mischung, die Sie bei J. C. F. Schwabe, Berlin, Leipzigerstraße 112, erhalten. — Alte Delgemälde lassen sich, ohne dem Lacküberzug derselben zu schaden, durch Abwaschen mit einem Abwisch von Quillagarinde reinigen. — Abon. in Sagan. Eier lassen sich auf die einfachste Weise in verschiedenen Farben mit den in Wasser löslichen Anilinfarben, künstlich in allen Drogen- und Farbenhandlungen, färben. Man läßt die Eier so lange in der wässrigen Lösung des Farbstoffes liegen, bis sie die gewünschte Farbe angenommen haben. — Fr. G. in W. Bei W. Es würde der Kaninchenzucht in Deutschland allerdings eine wesentliche Hilfe erwachsen, wenn die Hausfrauen das Vorurtheil gegen die Verwendung des Kaninchens in der Küche fahren ließen und sich, wo die Verhältnisse es erlauben, also besonders auf Landgütern, für die Kaninchenzucht interessiren. Frankreich und England sind uns darin längst mit gutem Beispiel vorangegangen. In Deutschland ist die „Kaninchenfrage“ erst seit wenigen Jahren in Anregung gebracht worden, und hat sich hier um die Einführung der Kaninchenzucht besonders Herr Kammer-Mieser C. Rasch in Hildesheim bleibende Verdienste erworben, besonders auch durch die von ihm herausgegebenen „Blätter für Kaninchenzucht“ (durch die Post zu beziehen). Wir empfehlen Ihnen außerdem zur Anschaffung das Werkchen von H. Dunder „Die rationelle Kaninchenzucht“, sowie die Broschüre desselben Verfassers „Deutsche Kaninchen“, Berlin, Verlag von E. Schotte & Vogt, 1875. Bei den hohen Fleischpreisen wird das Kaninchen vielen Hausfrauen eine willkommene Aushilfe sein, doch wird es, richtig zubereitet, auch die Tafel des Feinschmeckers nicht verunzieren. Eins der beliebtesten französischen Kochbücher „Le Cuisinier royal“ führt nicht weniger als sechzig Recepte auf, deren Gegenstand die Zubereitung des Kaninchens ist. In der vortrefflichen „Waidmanns-Küche“ von L. v. B. (Köln, Schramm's Verlag, 1871) sind 32 dergleichen gute und erprobte Recepte zusammengefaßt, und im Verlage von Ch. Stahlschmidt in Neu-Ulm erschien ein Schriftchen, welches nur Kaninchen-Recepte für die Zubereitung von Kaninchenfleisch enthält (Preis 18 Kreuzer). Wir lassen ein paar Recepte aus der „Waidmanns-Küche“ folgen: Gebratenes Kaninchen: Das Kaninchen wird geschlachtet und mit kochendem Wasser übergoßen, damit der Saft nicht heraustritt; man gießt das Wasser dann gleich wieder ab und bratet das Kaninchen mit Butter und mit lauem Rahm, den man mit der Butter zugleich daran thut, unter fleißigem Begießen, recht saftig. Man kann das Kaninchen aber auch bloß in Butter braten, wobei man hin und wieder ein wenig heißes Wasser hinzugießt und beim Anrichten Citronensaft darüber träufelt oder eine Champignon-Sauce dazu giebt. — Kaninchen in braunem Ragout: Zwei junge Kaninchen werden in Stücke gerichtet und zugebeckt bei Seite gestellt; dann ein halbes Pfund Speck grobzerhackt zerhackt, in Butter lichtbraun geröstet, auf ein Sieb gethan, damit die Butter abfließt, die Butter wieder in die Casserolle gegeben und zwei Eßlöffel Mehl lichtgelb darin geröstet, welches man mit brauner Jus und einer halben Pfunde Burgunder oder sonst gutem rothem Wein anrührt und wenn es kocht, die Kaninchen, den Speck, Salz, grobgehobenen Pfeffer, ein Lorbeerblatt, eine Gewürznelke, eine halbe Pöte knoblauch, eine Zwiebel und ein Straußchen Petersilie hineinthat und langsam weich kocht, wobei man öfters Schaum und Fett abnehmen muß. Die Kaninchen werden dann herausgenommen, die Sauce noch etwas eingekocht, der Saft einer Citrone beigefügt und durch ein Haarsieb über die Kaninchen gepreßt, welche man, aufgeschaut, die besten Stücke nach oben, anrichtet, der Sauce auch Champignons, die mit Butter und Citronensaft gekämpft und in seine Scheiben geschnitten worden sind, beigegeben kann. — Paprika-Kaninchen: Zwei Kaninchen werden, nachdem sie gewaschen sind, in passende Stücke zertheilt (der Kopf wird nicht benutzt) und mit einem Viertelpfund Butter, einer Zwiebel, einer gelben Möbe, etwas Borree und Sellerie, alles in Scheiben geschnitten, und dem nöthigen Salz halb weich gekämpft. Hierauf räuhrt man einen Kochöffel voll Mehl darüber und gießt nach zwei Minuten die nöthige gute Fleischbrühe und ein Viertelquart guten sauren Rahm dazu, und bringt unter öftigem Umrühren das Ganze zum Kochen. Dann giebt man eine Messerspitze (oder mehr) Paprika (spanischer Pfeffer) hinein und läßt nun das Fleisch vollends weich kochen, wonach man Stücken für Stücken mit einer Gabel herausnimmt und sie in eine andere Casserole legt; die Sauce wird rein entfettet, durchgeseiht und wenn sie gehörig gefalzen ist und angenehm nach dem Paprika schmeckt, so gießt man sie über das Fleisch, läßt es nochmals gut aufkochen und richtet recht heiß an. Die Sauce muß dickflüssig sein und der Pfeffer gut vorkochen.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. Rosa C. Ein Kleid aus Rohseide wird am schönsten aus der chemischen Wäsche (Benzinwäsche) wieder herbeigeholt. Daß man Strohwasser zur Reinigung von Rohseide verwenden, haben wir nicht gehört, können auch die Gründe, aus welchen dies geschehen sollte, nicht einsehen. — Abon. in Newedel. — Marie D. in W. Quillagarinde dürfte zum Waschen von weißen Wollen und weisem Crêpe-de-Chine nicht geeignet sein, da der Aether derselben stets gefärbt (je heißer bereitet um so dunkler) ist; am zweckmäßigsten ist auch hier die chemische Reinigung. In den betreffenden Anstalten wird das Benzin bei der letzten Wäsche ein wenig blau gefärbt, wodurch diese selten Stoffe wieder wie neu erscheinen. — Für die leeren Rollen des Maschinenzwirnes hat sich bisher noch keine Verwendung finden lassen; wir meinen, wenn es Jemand unternimmt, für milde Zwecke (ähnlich wie beim Sammeln von Cigaretten-Enden), die leeren Rollen zu sammeln, durch Aufhängen in einer Abkochen von Blauholz und Eisenbitriol sie wieder wie neu herzustellen, beziehungsweise die weißen Wöllchen schwarz zu färben, so würden sich gewiß Fabrikanten von Maschinenzwirnen finden lassen, welche die Rollen zur Wiederverwerthung kaufen. Natürlich kann sich auf eine solche Wiederverwerthung ein Fabrikant nur einlassen, wenn ihm das Material in ausreichend großen Quantitäten zugeführt wird und dazu gehört wieder, daß eine Centralammehelle die Sammlungen Einzelner vereinige. — M. Z. H. Wir haben nicht erfahren können, auf welche Weise heller gewordenes todtes Haar dunkelbraun aufgefärbt werden kann; eine bezügliche Frage, die unter den Anfragen zum Abdruck gelangt, fand bisher keine Beantwortung. — C. in S. Das Wäschebuch von Wilhelmine Buchholz, „Wasser und Seife“, erschienen in J. P. F. Richter's Verlag in Hamburg. — A. W. in B. Das Wasserbüchlein von Beugnotten kann auf verschiedene Weise geschehen; früher haben wir einmal angegeben, daß wenn man Paraffin in Benzin löst, damit ein Tränkungsmitel für Regenwurmzeuge beziehungsweise für den fertigen Regenwurm gegeben ist, welches, ohne dem Stoffe nachtheilig zu werden, oder aufzufallen, denselben regendicht macht. Tuche und Wollentstoffe überhaupt können auch dadurch wasserdicht gemacht werden, daß man sie während einer Stunde in einer 45 Grad starken Lösung von essigsaurem Thonerde (in Apotheken oder Droguenhandlungen zu haben) verbleiben läßt, dann auspreßt, trocknet und appetirt. — M. v. S. in D. Wenn Sie nicht vorziehen, den schwarzen Schmutz chemisch reinigen zu lassen, so waschen Sie ihn mit Gallsäure oder einem Abwisch von Quillagarinde. Versuchen Sie an einem Probestückchen den schwarzen Atlas durch eine ganz schwache, klare Lösung von Gummi arabicum zu ziehen und ihn dann auf der Rückseite trocken zu plätten. — J. G. in K. E. Lenn, Berlin, Ritterstr. 22, Fabrik von Galanterie-Neuheiten; G. Behrend, Berlin, Alexanderstr. 23, Fabrik von Plattirwaren; H. D. Wenberg, Berlin, Alexandersstr. 101, Engros-Lager von leichten Brodes etc. — Fr. v. S. Es ist schwer zu sagen, wodurch farbige Fiedel aus Spizen fortzuschaffen, wenn die Art des Färbungsmittels nicht bekannt ist. Versuchen Sie die Spizen mittelst eines Schwämmchens, das in wässrige schweflige Säure (aus der Apotheke) getaucht ist, von den Fiedeln zu befreien. — M. S. in H. Alle durch Schwefeln zu bleichende Gegenstände: Stroh, Wolle, Seide, Federn etc. müssen in feuchtem Zustande geschwefelt werden. Man reinigt die Stoffe zunächst durch Waschen mit Seife oder Eindunsten in Seifenwasser oder Soda-Lösung, Salmiakgeist etc. und bringt sie dann noch feucht in den oberen Theil eines Faßes oder Kastens auf ein Regal, auf Schnuren oder Stangen. Auf den Boden des Faßes etc. stellt man ein Gefäß mit Schwefel, zündet diesen

